

Denkmale in

Mittelsachsen

Mittelsachsen archäologisch – Ausgrabungen, Luftbilder
und 3D-Laserscans in der archäologischen Denkmalpflege



Archäologische Denkmalpflege im Landkreis Mittelsachsen

von *Christiane Hemker*

Archäologische Denkmale sind unser gemeinsames kulturelles Erbe, das es gilt, vor Vergessen und Zerstörung zu bewahren. Denn allzu oft sind sie die letzten und einzigen Quellen, um das menschliche Wirken erforschen zu können. Daher spricht man auch vom „Archiv im Boden“.

Zu archäologischen Denkmalen zählen bewegliche Funde, die bei Erdarbeiten aller Art zufällig entdeckt oder bei Ausgrabungen geborgen wurden, sowie unbewegliche, ortsfeste Stätten.

Archäologische Stätten, das sind Burgwälle, Burgen, Schlösser, Landwehren, Hohlwege/Steige, Steinkreuze, Gräberfelder, Siedlungen und Orts-/Stadtkerne. Sie stammen meist aus prähistorischen Perioden, können jedoch auch in frühneuzeitlichen und vorindustriellen Epochen sowie im 20. Jahrhundert entstanden sein. Somit reicht heute die Bandbreite der durch das Landesamt für Archäologie (LFA) Sachsen zu schützenden, pflegenden und erforschenden Denkmale im Landkreis von Außenlagern der KZ Buchenwald und Flossenbürg über Industrieanlagen des 19. Jahrhunderts bis zu bronzezeitlichen Wallanlagen des späten 2. Jahrtausends v. Chr. Sie alle sind Sachzeugen für die Anwesenheit, die Aktivitäten und den Einfluss von Menschen in einem bestimmten Gebiet, zu einer bestimmten Zeit.

Kulturen folgen Böden und Landschaft

Die im heutigen Landkreis Mittelsachsen archäologisch erfassten Kulturen und Epochen sind lange durch die vorherrschenden geologischen und geografischen Verhältnisse determiniert worden. Der Landkreis erstreckt sich vom Mittelsächsischen Hügelland im Norden mit seinen für Ackerbau und Viehzucht geeigneten Löss- und Lehm Böden über das Erzgebirgsvorland bis zu den rauen Kammlagen des Osterzgebirges, wo auf den Verwitterungsböden vor allem Wald sowie Bergwiesen vorkommen.

Die fruchtbaren Böden im Norden wurden vermehrt ab der Bronzezeit, im 2. Jahrtausend v. Chr. und von da an kontinuierlich besiedelt. Hingegen nehmen die prähistorischen archäologischen Funde deutlich ab, je höher und weiter man nach Süden und in den Erzgebirgsraum kommt.

Das Erzgebirge wurde erst ab dem 12. Jahrhundert durch den mittelalterlichen Landesausbau und florierenden Bergbau auf Edelmetallen besiedelt. Damit ging eine umfangreiche Waldrodung, die Anlage neuer Dörfer und der Bau von Burgen einher, weswegen die landschaftsprägenden archäologischen Denkmale im Landkreis zumeist aus dem hohen bis späten Mittelalter (12.–15. Jahrhundert) stammen.

Nur was man kennt, kann und will man schützen

In der archäologischen Denkmalpflege geht man davon aus, dass tatsächlich nur ein geringer Prozentsatz der im Boden verborgenen Denkmale überhaupt bekannt ist. Und auch die Erforschung der obertägig sichtbaren ist bei Weitem noch nicht abgeschlossen, sodass die Erfassung, Bewertung und Dokumentation (Denkmalinventarisierung) seit vielen Jahren zu den Kernaufgaben des LfA Sachsen gehören.

Heute wendet die archäologische Denkmalinventarisierung im LfA Sachsen modernste Fernerkundungsmethoden an, mit deren Hilfe die Fundstellenverzeichnisse verdichtet und die Kulturdenkmalliste (KDL) der archäologischen Denkmale aktualisiert werden können.

Die Kulturdenkmalisten sind wichtige Arbeitsgrundlagen im gemeinsamen Wirken des LfA Sachsen und der Unterer Denkmalschutzbehörde des Landkreises Mittelsachsen. Denn für den Schutz, Erhalt und die Pflege archäologischer Denkmale im Landkreis sind seit Inkrafttreten des Sächsischen Denkmalschutzgesetzes im Jahre 1993 die Untere Denkmalschutzbehörde mit Sitz in Döbeln und das Landesamt für Denkmalpflege Sachsen in Dresden gemeinsam zuständig.

Vor allem die zahlreichen Anträge zu Bauvorhaben jeder Größe und Form und zu Restaurierungs- oder Sanierungsarbeiten prägen die tägliche Zusammenarbeit. Es ist stets zu prüfen, ob die mit solchen Bauvorhaben einhergehenden Bodeneingriffe möglicherweise archäologische Relikte zerstören. Ist dies der Fall, ergehen im Rahmen des Genehmigungsverfahrens entsprechende Auflagen zur Bewahrung des Denkmals oder zur

Sicherung der archäologischen Informationen durch Rettungsgrabungen. Grabungen werden nur dort, wo es unumgänglich ist, durch das LfA Sachsen durchgeführt. Die EUGAL-Trasse war zwischen 2017 und 2019 das größte Grabungsprojekt in Sachsen. Hier wurde ein Schnitt durch das Erzgebirge auf einer Länge von über 50 km archäologisch beobachtet. (Abb. 1)

Viele der archäologischen Denkmale im Landkreis sind von Wald bedeckt und dadurch gut geschützt. Bei Waldarbeiten drohen jedoch massive Eingriffe und Zerstörungen, weil zumeist schwere Technik eingesetzt wird.

Dies war z.B. im Jahr 2011 im Bereich der „Wüsten Bergstadt Bleiberg“ auf dem Treppenhauer bei Sachsenburg, einem der wichtigsten und größten montanarchäologischen Denkmale Sachsens, der Fall. Die Forstarbeiten wurden deshalb zum Schutz der archäologischen Relikte auch exakt zwischen dem LfA Sachsen und dem Staatsbetrieb Sachsenforst, Forstbezirk Chemnitz, abgestimmt.

Ideale Bedingungen zum Schutz des Bodendenkmals bestehen bei Bodenfrost. Sich mit zusätzlicher Reisigbettung auf markierten Gassen bewegend, verursacht selbst der vollbeladene „Forwarder“ keinen Schaden. (Abb. 2)

Anschaulich präsentiert, leisten vor allem die oberirdisch sichtbaren archäologischen Denkmale einen wichtigen Beitrag zur Vermittlung lokaler und regionaler Geschichte in der Bevölkerung. Reges Interesse finden Führungen, Vorträge, Wanderungen, Ausstellungen, Informationstafeln und Publikationen.



Abbildung 1: Die EUGAL-Trasse, Abschnitt bei Seiffen (Foto: LfA Sachsen, S. Johl)



Abbildung 2: Erntearbeiten im Wald auf dem Treppenhauer (Foto: LfA Sachsen, H. Hönig)

Dank digitaler Visualisierungstechnologien lassen sich auch die nicht sichtbaren und im Boden verborgenen Denkmale in Form animierter 3D-Rekonstruktionen und interaktiven MobilApps für Smartphone, Tablet oder PC erlebbar machen. Mit ihrer Hilfe können Kinder, Schüler und Erwachsene sowohl vor Ort als auch von daheim

anschaulich und aktiv an ihr kulturelles Erbe herangeführt werden. (Abb. 3)

Die nachfolgenden Beiträge geben einen Einblick in die Aufgaben und Arbeit des LfA Sachsen in der vielfältigen archäologischen Fundlandschaft des Landkreises Mittelsachsen.



Abbildung 3: Ausschnitt einer animierten 3D-Rekonstruktion der Bergstadt Dippoldiswalde um 1200, abrufbar unter: <https://aid-magazin.de/2021/04/01/dippoldiswalde-mittelalterliche-bergstadt-in-3d/> (3D-Rekonstruktion: LfA Sachsen; J. Unger, Prag und M. Kostal, Brünn)

Prähistorische Wallanlagen aus der Luft

von Ronald Heynowski

Um Überreste großer Wallanlagen zu dokumentieren, werden Fotoflüge durchgeführt, teils im Sommer, wenn sich blühende Wiesen über den Befestigungen ausbreiten, teils im Winter, um bei einer dünnen Schneedecke und laubfreien Bäumen einen Blick auf die bewaldeten Gräben und Wälle werfen zu können.

Ein großer Teil der prähistorischen und frühmittelalterlichen Befestigungsanlagen ist durch den Ackerbau im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende eingeebnet worden. Sie sind an der Erdoberfläche kaum noch oder gar nicht mehr sichtbar. Hilfe bietet die Auswertung der Fotoflüge durch die Luftbildarchäologie.

Alle Bodeneingriffe verändern den natürlichen Aufbau der Bodenschichten und greifen in den Wasserhaushalt ein. Die Ackerpflanzen reagieren sehr sensibel auf die unterschiedlichen Verhältnisse des Untergrunds und zeigen dies durch einen abweichenden Vegetationsrhythmus und unterschiedliche Wuchshöhe im Vergleich zu den Nachbarpflanzen an. Deshalb lassen sich Strukturen, die im Untergrund liegen, aus der Luft anhand der Farbe und Größe der Pflanzen erkennen. Meistens zeichnen sich tiefe Gräben, deren Form sie eindeutig als Teile von Befestigungsanlagen ausweist, als dunkle Linien im Feld ab.

Mit dieser Methode sind in den letzten Jahren eine Reihe bislang unbekannter Grabenwerke entdeckt worden.

Die Freiburger Mulde, die Zschopau und die Zwickauer Mulde stellen seit Jahrtausenden die Verbindung der Menschen vom Kamm des Erzgebirges und des dahinterliegenden Böhmisches Beckens nach Norden in den Mittelteilheraum her. Neben verschiedenen Trassen über Land bilden die Flüsse essentielle Transportwege für Waren. Entsprechend besteht ein hohes Bedürfnis nach Schutz und Sicherheit dieser Verkehrswege.

Bereits aus der jüngeren Bronzezeit sind erste Befestigungen an Handelswegen bekannt, die Anlaufpunkt für Handelsreisende, Stapel- und Umschlagplatz für Ferngüter und Zentrum für politisch Mächtige wie für vielerlei Handwerker gewesen sein müssen.

Ein besonders schönes Beispiel ist die **Wallanlage auf dem Staupenberg** bei Wendischain (Gemeinde Hartha).

Die lang gezogene Bergkuppe des Staupenbergs ist von einem Wall aus Erde und Steinen umgeben. Die mächtige Anlage weist einen spitzdreieckigen Umriss mit einer größten Länge von 700 m und einer Breite von 330 m auf. Sie gehört damit zu

den größten jungbronzezeitlichen Anlagen dieser Art in Sachsen.

Typisch für Burgen der Zeit um 1100 v. Chr. ist ein ebener Wallverlauf, der wie eine Höhenschicht dem Bergprofil folgt.

In seinem heutigen Erhaltungszustand besitzt der Wall eine Breite von 9–10 m und eine Höhe von ca. 2 m. Ursprünglich stützte eine Holzkonstruktion den Wallaufbau. Ein breiter Graben war

vorgelagert. An der Südspitze der Anlage weisen einbiegende Wallabschnitte auf eine Toranlage hin. Auf sie läuft ein alter, durch tiefe Hohlen gebildeter Weg, vom Mulde-Ufer kommend zu. Die weiteren Walldurchbrüche dürften in jüngerer Zeit entstanden sein. Auf dem digitalen Geländemodell ist der Wall auf dem Staupenberg bei Wendishain als schmale, das Bergplateau umlaufende Rippe zu erkennen. (Abb. 1)

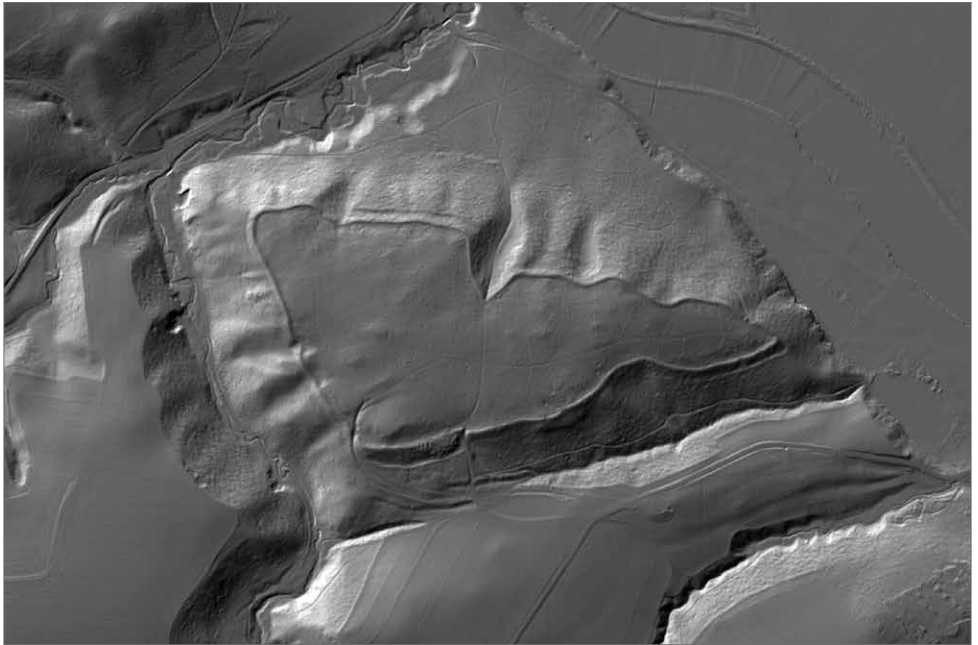


Abbildung 1: digitales Geländemodell des Walls auf dem Staupenberg bei Wendishain (GeoSN: LFA Sachsen)

Ebenfalls aus der jüngeren Bronzezeit stammt eine **Wallanlage auf dem Dreihügelsberg** bei Fischendorf (Gemeinde Leisnig). Die Wälle der 255 x 130 m großen Anlage sind durch ehemaligen Ackerbau stark verschliffen, im Norden und Süden aber noch gut sichtbar erhalten.

Der Platz war bereits während des Neolithikums (Jungsteinzeit) besiedelt. Feuersteingeräte und Steinbeile, die auf der Bergkuppe gefunden worden sind, belegen dies. Eine dritte Besiedlungsphase kann in das frühe und hohe Mittelalter datiert werden. (Abb. 2)



Abbildung 2: Dreihügelsberg oder Harling bei Fischendorf mit Befestigungen der Jungbronzezeit und des frühen Mittelalters (Foto: LfA Sachsen, R. Heynowski)

Die „**Platte**“ bei **Kleinweitzschen** (Gemeinde Großweitzschen) ist von drei Seiten mit Kerbtälern eingefasst. (Abb. 3) Die noch erhaltenen Wallreste wurden lange Zeit für die Überreste einer Schanze aus dem Siebenjährigen Krieg gehalten. Tatsächlich aber handelt es sich um eine Befestigung aus slawischer Zeit. Ihr Wall ist im Norden mit 3 – 4 m Höhe besonders deutlich zu erkennen. Hier liegt auf einer Breite von 60 m der einzige ebene Zugang zum Bergsporn.

Die flache Kuppe der „Platte“ ist entlang der Geländekante mit einem Wall eingefasst, der nur

noch undeutlich hervortritt. Eine schmale Spitze des Bergsporns scheint durch weitere Befestigungen abgesetzt zu sein. Oberflächenfunde von der Innenfläche weisen für das Plateau auf eine slawische Besiedlung aus dem 9./10. Jahrhundert hin; aber auch hier gibt es Funde aus dem frühen Neolithikum, die vielleicht zu einer ersten Besiedlungsphase gehören.

In den letzten Jahren hat man die Bestellung der Felder aufgegeben und die Innenfläche wieder aufgeforstet, was der Erhaltung der Anlage dauerhaft zugutekommt.



Abbildung 3: Wallanlage auf der „Platte“ bei Kleinweitzschen (Foto: LFA Sachsen R. Heynowski)

Eine außergewöhnliche **Wallanlage** befindet sich östlich von **Mochau** (Gemeinde Döbeln).

Einen natürlichen Hang im Westen ausnutzend, ist nur das flache Gelände durch drei konzentrische, halbkreisförmige Gräben gesichert. Der innere Bereich besitzt 80 m Durchmesser, der des äußeren Grabens 260 m.

Der Grabenverlauf ist unregelmäßig. Helle Streifen deuten an, dass den Gräben jeweils Erdwälle auf der Innenseite entsprechen könnten, die durch Überackerung völlig eingeebnet sind. Ein Zugang oder eine Torsituation ist nicht zu erkennen. Es gibt Feuersteingeräte und Keramik einer prähistorischen Machart als Oberflächenfunde. Sie bringen die Anlage in einen vorgeschichtlichen Zusammenhang, ohne eine engere zeitliche Einordnung zu erlauben. (Abb. 4)

In einer besonderen topografischen Gegebenheit befindet sich auch die **Wallanlage** auf dem **Pischberg bei Technitz** (Gemeinde Döbeln).

Direkt oberhalb des Zusammenflusses von Freiburger Mulde und Zschopau gelegen, fällt das Gelände an zwei Seiten über 60 m steil ab. Die verbliebene, fast rechtwinklige Ecke ist durch zwei konzentrische Gräben gesichert. Die von ihnen begrenzten Flächen haben einen Durchmesser von ca. 120 m bzw. etwa 250 m.

Auf der Innenseite der Gräben befanden sich Erdwälle, die sich heute als schwache Erhöhungen im Gelände abzeichnen. Weitere Gräben in größerem Abstand könnten mögliche Annäherungshindernisse darstellen. Archäologische Begrehungen der Feldflächen haben frühslawische Keramik erbracht, die für einen Bau der Anlage im 7./8. Jahrhundert n. Chr. sprechen. (Abb. 5)



Abbildung 4: Wallanlage bei Mochau (Foto: LfA Sachsen, R. Heynowski)



Abbildung 5: Pischberg bei Technitz mit konzentrischen Gräben (Foto: LfA Sachsen, R. Heynowski)

Deutlich schlichter ist eine **Grabenanlage**, die auf einer Kuppe südlich von **Kiebitz** (Gemeinde Ostrau) beobachtet werden kann. Sie zeigt sich als etwa kreisförmige Fläche mit einem Durchmesser von 112 m, umschlossen von einem Graben. Ihre Lage ist so gewählt, dass sich nach Westen ein stärkeres Hanggefälle anschließt. Ob weitere Gräben in größerem Abstand um dieses Kernwerk angelegt sind, lässt sich bei dem aktuellen Untersuchungsstand schwer entscheiden. Bislang gibt es auch noch keine Oberflächenfunde, die bei der Datierung der Anlage helfen könnten. (Abb. 6)

Etwa dort, wo heute die Eisenbahnlinie Döbeln-Riesa die Trasse der Bundesautobahn 14 kreuzt, umfließt der Gärtitzer Bach in einer Schlinge

von drei Seiten eine kleine **Bergkuppe**, die zu **Gärtitz** (Gemeinde Döbeln) gehört.

Die Geländesituation ist durch einen Steinbruch im Westen verändert worden, doch scheint eine Grabenanlage auf der Kuppe bislang nur in den Randbereichen betroffen zu sein. Es handelt sich um eine einfache, etwa kreisförmige Befestigungsanlage von rund 65 m Durchmesser. Eine zweite, mit 220 m Durchmesser deutlich größere Anlage befindet sich nur wenig östlich davon. Über das Alter der beiden Grabenanlagen gibt es keine sichere Information. Bislang sind von der Kuppe ausschließlich Funde aus verschiedenen Abschnitten der Jungsteinzeit bekannt. So bleibt nur die Vermutung, dass auch die beiden Grabenanlagen aus dieser Periode stammen. (Abb. 7)



Abbildung 6: Getreidefeld bei Kiebitz mit kreisförmiger Grabenanlage (Foto: LfA Sachsen, R. Heynowski)



Abbildung 7: Kuppe über dem Gärtitzer Bach mit einer kreisförmigen Grabenanlage
(Foto: LfA Sachsen, R. Heynowski)

Dieser kurze Überblick zeigt, dass in Mittelsachsen ein sehr breites Spektrum an prähistorischen Befestigungen auftritt. Ihr Umriss ist kreisförmig oder oval, einfach oder mehrfach. Es können Spornlagen abgetrennt oder Hangsituationen zum erhöhten Schutz ausgenutzt worden sein. Die Befestigungen liegen nahe bei Flüssen oder Bächen, aber auch in der flachen Landschaft, wo

sie aus leichten Geländeprofilen Vorteile ziehen. Über die prähistorische Epoche hinaus kommen Wallburgen bis in das hohe Mittelalter vor. Für diese jüngeren Anlagen weitet sich der Raum bis in das Erzgebirgsvorland hinein – eine Landschaft, die von prähistorischen Menschen lange Zeit gemieden wurde.

Neues aus dem alten Zisterzienserkloster Buch

von *Thomas Westphalen*

Zu den großartigsten mittelalterlichen Gebäudeensembles Sachsens gehören die drei Zisterzienserklöster Altzella, Buch und Grünhain. Heute wissen wir, dass z. B. die Kirche vom Kloster Buch mit einer Länge von ca. 70 m und einer geschätzten Höhe von 20 m zu den größten Einzelgebäuden Sachsens aus der Zeit um 1300 zählt. Von der ehemaligen Pracht ist nur noch wenig erhalten, denn nach der Auflösung der Klöster gerieten sie zwar nicht in Vergessenheit, verschwanden jedoch, von bescheidenen Resten abgesehen, aus dem Blickfeld. Kirchen, Klausur- und Wirtschaftsgebäude verkamen im Lauf der Jahrhunderte häufig zu Steinbrüchen, aus denen sich die ortsansässige Bevölkerung Baustoffe für ihre Häuser holte. Nachnutzungen, wie in Klosterbuch, waren nicht die Regel. Teile des Chores der Klosterkirche, die heutige Dorfkirche, der östliche Klausurflügel, das Abtshaus, die Infirmerie und Teile der Klostermauer blieben deshalb erhalten. Nach Auflösung des Klosters dienten sie als Ställe, Brau- und Wohnhaus sowie Verwaltungssitz.

Bereits um 1900 wurden systematische Ausgrabungen und Vermessungen durchgeführt, die Auskunft über die Klausur – Kernbereich des Klosters – gaben. Intensive baukundliche Unter-

suchungen folgten nach 1993 an den Gebäuden, deren Ergebnisse 2006 vorgelegt wurden.



Abbildung 1: Zweifelsohne handelt es sich bei dieser Gefäßzier um das Abbild eines Mönches. (Foto: LfA Sachsen, F. Gall)

Neuere archäologische Untersuchungen wurden im Zuge der Beseitigung von Hochwasserschäden nach 2003 und vor Beginn der Arbeiten zum Deichbau 2013 nötig. Sie erbrachten Erkenntnisse zur Umgebung des Klosters, zur Bebauung außerhalb der eigentlichen Klausurgebäude und zu Werkstätten mittelalterlicher Handwerker im Kloster. Ergänzt wurden die archäologischen Untersuchungen durch geophysikalische Messungen. (Abb. 2)



Abbildung 2: Blick von der Maylust auf die Reste des Klosters mit Abtshaus, östlichem Klausurflügel und anschließender Klosterkirche, im Hintergrund ist die Baustelle für den Hochwasserschutzdeich erkennbar. (Foto: LFA Sachsen, F. Gall)

Das Zisterzienserkloster Buch liegt auf einer unscheinbaren Anhöhe inmitten der Mulde, die spätestens seit dem beginnenden 12. Jahrhundert besiedelt war. Auffällig ist die Lage unmittelbar oberhalb einer Prallhangsituation der heutigen Mulde, die für das Kloster mit erheblichen Gefährdungen durch Hochwasser, zuletzt im August 2002, verbunden ist.

Solange die Entwicklung der Auesedimente östlich von Leisnig nicht untersucht ist, sind keine verlässlichen Aussagen zu alten Muldeläufen möglich. Soviel scheint aber sicher: Als das Klosterensemble nach 1198 errichtet wurde, war eine akute Gefährdung durch den Fluss noch nicht

gegeben. Das Fließverhalten der Freiburger Mulde muss sich infolge der Erschließung des Erzgebirges deutlich geändert haben. Die Rodung der Urwälder im Oberlauf des Flusses führten auf jeden Fall zu einer sprunghaften Zunahme der Wassermenge und der transportierten Sedimentmassen, sodass nicht nur von einer Aufhöhung des Flussbettes, sondern auch von grundlegenden Änderungen des Flusslaufes auszugehen ist. So ist es wahrscheinlich, dass zur Zeit der Errichtung des Klosters die Mulde nicht wie heute südlich, sondern nördlich des Klosters in gebührendem, Sicherheit vor Hochwasser bietendem Abstand vorbeiführte. Sie hätte dann ihren Lauf über das Terrain

genommen, welches mit „II“ und „III“ bezeichnet worden ist auf einer Karte aus dem Jahr 1817. (Abb. 3)

Der Archäologe Reinhard Spehr sieht in einer rinnenartigen Eintiefung am nördlichen Auerand einen alten Muldeverlauf. Der Verlauf der Höhenlinien macht eine Verschwenkung des früher parallel zur Hangkante verlaufenden Flusses nach Südwesten wahrscheinlich. Sollte dieser Prozess nach Gründung des Klosters in Gang gekommen sein, wäre das Kloster durch den weiter nach Süden abschwinkenden Fluss gefährdet worden. Einer bedrohlichen Erosion begegnete

man möglicherweise durch wasserbauliche Maßnahmen, indem man die Mulde durch den Bau eines Dammes zwang, das Klostergelände östlich und südlich zu umfließen.

Es ist davon auszugehen, dass die Erbauer von Klosterbuch einen geometrischen Regeln folgenden Grundriss planten, vergleichbar der Anlage von Altzella. Der Grundriss könnte einem ost-westlich-ausgerichteten Rechteck oder Oval entsprochen haben. Wirtschafts- und Klausurteil des Klosters waren von einer ovalen Klostermauer umschlossen. Der Westabschluss der Kirche bildete den Mittelpunkt der Anlage.

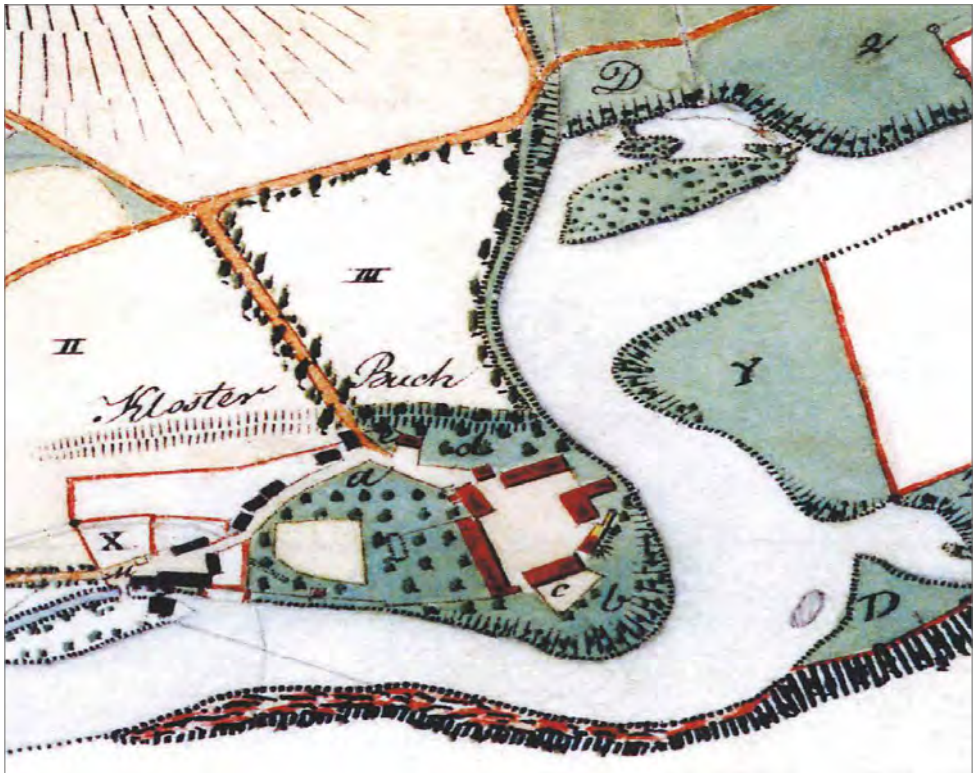


Abbildung 3: Zeichnung des Schulguts Kloster Buch aus dem Jahr 1817 (SächsHStA Dresden)

Die bisherige Annahme, die ursprüngliche Klosterpforte hätte sich dort befunden, wo heute die von Scheergrund kommende Straße in das Dorf mündet, scheint sich nicht zu bestätigen. Reste eines großen Wirtschaftsgebäudes befinden sich unmittelbar nördlich der Kirche im heutigen Straßenraum. So, wie in der Lage der schmalen Leitungsrinnen erkennbar, dürfte es den vermuteten Zugang von Norden blockiert haben. Der Zugang in das ummauerte Klosterareal durch die Klosterpforte erfolgte wahrscheinlich von Westen. Hohlwegbündel südlich von Paudritzsch deuten auf eine südlich des heutigen Muldelaufes gelegene Verbindung zwischen Kloster und Stadt Leisnig hin. Die Querung der Mulde dürfte in diesem Fall durch Fähren bzw. bei entsprechendem Niedrigwasser durch Furten gewährleistet worden sein. Für einen Zugang von Westen sprechen auch

Reste eines unmittelbar an der westlichen Klostermauer errichteten und somit als Torhaus zu deutenden Gebäudes.

Zu den erwähnenswerten jüngeren Erkenntnissen innerhalb der Klausur zählt auch der Nachweis des wahrscheinlich zweigeschossigen Ganges, der Abtshaus/Infirmarie mit Kapitelsaal bzw. Kirche verband. 2005/2006 gelang das Aufmaß des zweiphasigen Chorabschlusses der Klosterkirche, und es konnte eine wahrscheinlich in der Spätphase des Klosters östlich an das Refektorium angebaute Kapelle dokumentiert werden.

Im Vorfeld der Bauarbeiten für den die Dorflage umschließenden, neuen Ringdeich mussten umfangreiche Ausgrabungen durchgeführt werden, die Einblicke in die nähere Umgebung des ehemaligen Klosters ermöglichten.



Abbildung 4: Fundamentmauern eines ca. 12 x 8 m großen mittelalterlichen Gebäudes am Nordrand des heutigen Dorfes (Foto: LfA Sachsen)

Großes Aufsehen erregte dabei das rechteckige Fundament eines vor längerer Zeit abgetragenen Gebäudes, das nördlich der Klostermauer unter dem heutigen Acker entdeckt wurde. (Abb. 4)

Die Ausrichtung des Fundamentes entspricht derjenigen der Klostergebäude. In Ermangelung schriftlicher Überlieferungen können über die Funktion des Gebäudes nur Vermutungen angestellt werden. Sicher ist aber seine vorreformatorische Datierung, sodass es sich um einen Teil eines Wirtschaftshofs oder aber auch um die Reste einer außerhalb des Klosters gelegenen Kapelle gehandelt haben könnte.

Sehr aufschlussreich waren auch die neueren Entdeckungen, die in einen Zusammenhang mit der Errichtung des Klosters bzw. späteren Baumaßnahmen zu stellen sind. Sowohl Altzella als

auch Buch sind bekannt für ihre Mosaikfliesenfußböden. Unmittelbar östlich der Infirmerie, mit ihrem hervorragend erhaltenen Fußboden, wurden 2004 Reste eines Brennofens ausgegraben, der wahrscheinlich zum Brennen von Fußbodenfliesen gedient hatte. (Abb. 5)

Ein größeres Werkareal befand sich nördlich der Klostermauer. Hier waren während eines relativ kurzen Zeitraums um 1300 verschiedene Gewerke tätig gewesen. Über 1,5 Tonnen Eisenschlacke und zahlreiche Eisengegenstände sprechen für intensive Schmiedetätigkeit. (Abb. 6) Glasig gebrannte Backsteine deuten auf hochtemperierte Schmelz- und Brennvorgänge in Spezialöfen hin.



Abbildung 5: Reste eines mittelalterlichen Brennofens (Foto: LfA Sachsen)



Abbildung 6: Der größte dieser Eisenbarren wiegt über 1100 g (Foto: LfA Sachsen)

Zahlreich waren auch Bruchstücke von Dachziegeln und Backsteinen. Obwohl es für den genannten Zeitraum keine archivalische Überlieferung über Bautätigkeiten im Kloster gibt, liegt doch die Vermutung nahe, hier den Niederschlag einer Bauhütte zu sehen, die mit Arbeiten im Kloster betraut war.

Die Ergebnisse der über die Jahre erfolgten, umfangreichen Ausgrabungen in Klosterbuch unterstreichen deren besondere Bedeutung für die Erforschung.

Das, nach wie vor, in Teilen unbekannte Kloster bietet breiten Raum für weitergehende Betrachtungen.

Literatur:

S. Delang/F. Koch/H. Magirus/T. Schmidt, Das Zisterzienserkloster Buch. Arbeitsbericht zur Bauforschung. Arbeitsheft Landesamt für Denkmalpflege 9 (Beucha 2006).

F. Gall, Dem Kloster ein Gesicht geben – Archäologische Beiträge zur mittelalterlichen Topographie von Kloster Buch bei Leisnig. In: R. Smolnik (Hrsg.), Ausgrabungen in Sachsen 5. Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege, Beiheft 31 (Dresden 2016) 343 – 351.

Dauerhaft als Ökokontofläche geschützt: der Burgberg Zschaitz

von Michael Strobel und Thomas Westphalen



Abbildung 1: Mit steilen Hängen überragt der Zschaitzer Burgberg das Jahnatal
(Foto: LfA Sachsen, R. Heynowski)

Mit steilen Hängen überragt der Zschaitzer Burgberg das Jahnatal. Das lössbedeckte, auf drei Seiten natürlich geschützte Quarzporphyrliteau scheint bereits in der Jungsteinzeit (um 4400 v. Chr.) besiedelt gewesen zu sein und

wurde vermutlich während der Jungbronzezeit (um 1000 v. Chr.) erstmals befestigt. Als Standort für ein prähistorisches Befestigungswerk kommt nur jene Engstelle infrage, die viele Jahrhunderte später, im frühen Mittelalter, wahr-

scheinlich im ausgehenden 9. Jahrhundert n. Chr., abermals zum Schutz des westlichen Spornendes abgeriegelt wurde. Eine gewaltige, 8 m breite, zweischalige Mauer diente an eben dieser Stelle der Verteidigung einer Hauptburg. Deren Außen- und Innenfront waren wohl mit unvermörtelten Dolomitplatten verblendet, das Innere bestand aus einer Lehm-, Erde- und Steinschüttung sowie einem Gerüst aus waagerechten Holzbalken, das die Konstruktion zusammenhielt. Verkohlte Hölzer und verbrannter Lehm zeigen, dass das Bauwerk mindestens einmal in Flammen aufgegangen sein muss. Der vorgelagerte Graben war ca. 8 m breit. Davor erstreckt sich ein rund 5 ha großes Vorburggelände, das seinerseits an einer Engstelle durch einen geradlinigen Außenwall

gegen die Hochfläche im Osten abgesichert war.

Diese Befestigung ist im Norden vollständig eingeebnet, im Süden unter Bäumen und Strüchern aber wohl deshalb so gut erhalten, weil sie die Grenze zwischen den Gemarkungen Zschaitz und Lüttewitz bildet.

Erst vor Kurzem wurde innerhalb der Vorburg, mit Hilfe von Luftbildern und geomagnetischen Messungen zusätzlich ein Wall-Graben-System erkennbar. Es bestand aus mindestens drei weiteren Gräben und zwei inzwischen weitgehend eingeebneten Wällen. Seine tief gestaffelten Annäherungshindernisse sind typisch für die mehrfach ausgebauten frühmittelalterlichen Burgen in der Lommatzcher Pflege. (Abb. 2)



Abbildung 2: Auf dem Luftbild ist ein tief gestaffeltes Befestigungssystem aus Wällen und Gräben erkennbar (Foto: LFA Sachsen, R. Heynowski)

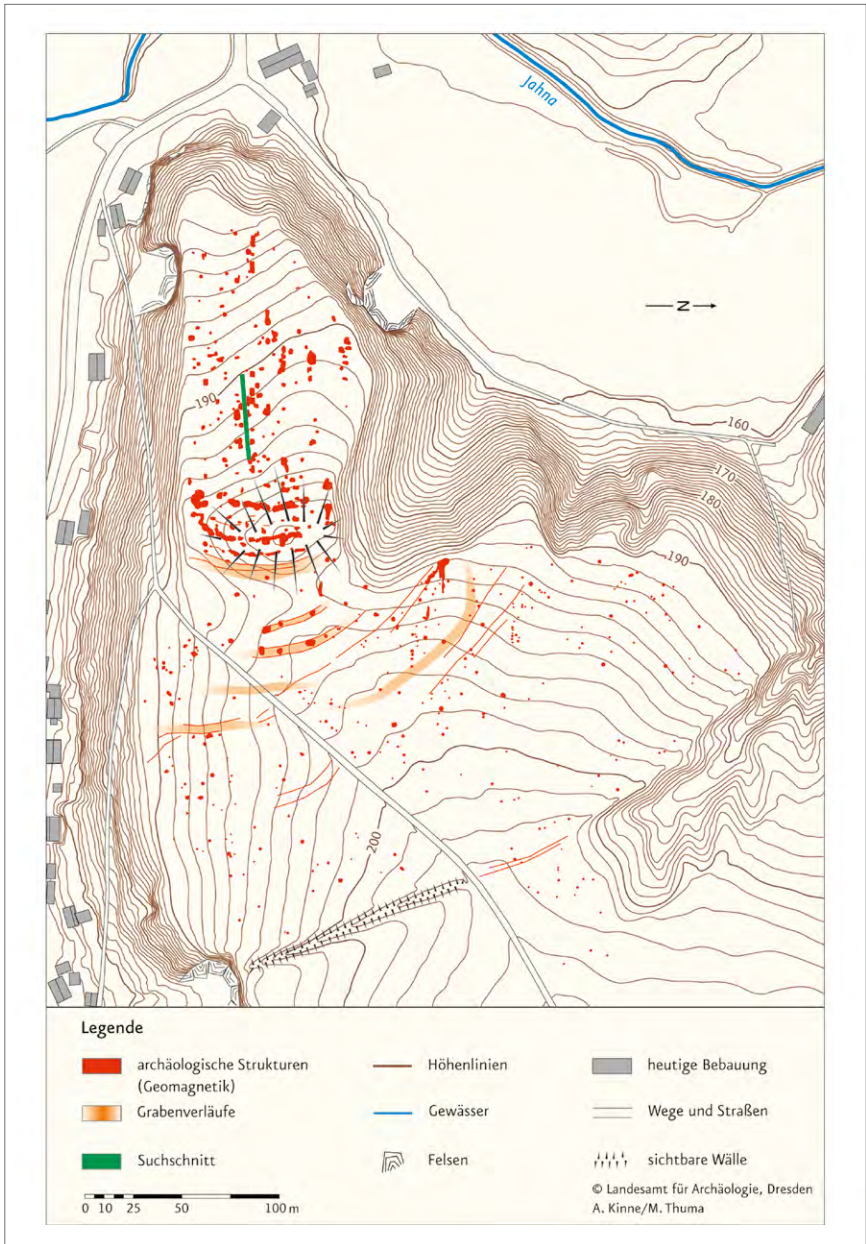


Abbildung 3: Karte mit der Darstellung geomagnetischer Messergebnisse sowie von Strukturen, die auf Luftbildern sichtbar sind. (Abbildung: LFA Sachsen)



Abbildung 4: Hauptwallansicht während der geomagnetischen Messungen im Jahr 2009; die rote Linie markiert die Wallhöhe in den 1950er Jahren und damit den Höhenverlust durch eine intensive landwirtschaftliche Nutzung. (Foto: LfA Sachsen, M. Strobel)

Weitere Bebauungsspuren verteilen sich über das gesamte Plateau und reichen sogar über einen äußeren Wall hinaus. Welchen Siedlungsphasen – von der Jungsteinzeit bis ins Mittelalter – die Überreste im Einzelnen zuzuordnen sind, muss vorläufig offenbleiben. Immerhin ist es gelungen, am Fuß des Hauptwalls ein frühmittelalterliches Grubenhaus aufzudecken. Demnach scheint zumindest das Areal der Hauptburg im 9./10. Jahrhundert n. Chr. dichter bebaut gewesen zu sein. (Abb. 3)

Da jedoch Material des 11. Jahrhunderts n. Chr. unter den Grabungs- und Oberflächenfunden kaum vertreten ist, dürfte sich der 1046 erstmals als „castellum nomine Zavviza“ schriftlich erwähnte Burgwardssitz wohl an einer anderen Stelle, möglicherweise im Bereich der Kirche, befunden haben.

Bis Anfang des 19. Jahrhunderts lag das Burgplateau unter Wald und Grünland. Spätestens bis zur Jahrhundertmitte muss der Wald jedoch für eine ackerbauliche Nutzung gerodet worden sein. Die dann einsetzende intensive Feldbestellung ging an dem bedeutenden Bodendenkmal nicht spurlos vorüber. Nicht nur vom Außenwall ist ein Teil eingeebnet, auch der Hauptwall wurde in die Breite gezogen und durch die regelmäßige Bodenbearbeitung immer weiter eingeebnet. Er hat seit den 1950er-Jahren ca. 0,6 m an Höhe verloren. (Abb. 4)

Stets gerieten bei der Feldbestellung Konstruktionssteile (verbrannte Hölzer, Lehm und Steine) an die Oberfläche. Besonders der Zustand der Befunde im Bereich der Hauptburg gab allen Anlass zur Sorge. Denn, wo eine schützende Überdeckung durch abgeflossene Wallmassen fehlt, sind die

archäologischen Strukturen bereits dramatisch verkürzt, was Bohrungen und Suchgrabungen bestätigten.

Umso erfreulicher ist es, dass im Jahr 2011 der schleichenden Zerstörung eines wichtigen archäologischen Kulturdenkmals, unter der Beteiligung vieler Akteure, endgültig Einhalt geboten werden konnte.

Ausschlaggebend war die Bereitschaft der damaligen Ökoflächenagentur der Sächsischen Landsiedlung GmbH Meißen (heute Zentrales Flächenmanagement, ZFM) zum Erwerb des Burggeländes und zur Umwandlung in eine Ökokontofläche. Das Vorhaben wurde von der Gemeinde, den Eigentümern und dem Bewirtschafter mit-

getragen. Und es wäre ohne das ehrenamtliche Engagement von Ortschronisten und Vereinen bei Weitem nicht so schnell realisiert worden. Zu einer unkomplizierten Nutzungsumwandlung nach Flächenkauf und -tausch hat zudem ein laufendes Verfahren der ländlichen Neuordnung im Gemeindegebiet Zschaitz-Ottewig, unter Federführung der Abteilung integrierte ländliche Entwicklung und Geoinformation, entscheidend beigetragen. Nicht unerwähnt bleiben soll die intensive fachliche Begleitung durch das Referat Naturschutz im Landratsamt Mittelsachsen.

Seitdem ist der Burgberg Zschaitz als Ökokontofläche dauerhaft geschützt.



Abbildung 5: Ökokontofläche auf dem Burgberg Zschaitz, 2019 (Drohnenaufnahme: LfA Sachsen, C. Schubert)

Da das Plateau als trockener und magerer Standort ein hohes Biotopentwicklungspotenzial besitzt, ist es durch Ansaat in eine artenreiche, extensiv genutzte Dauergrünlandfläche umgewandelt und zusätzlich durch Baum- bzw. Heckenpflanzungen aufgewertet worden. (Abb. 5) Unterschiedliche Saatgutmischungen visualisieren den Verlauf von Gräben. Ein „Lesesteinwall“ aus Ostrauer Plattendolomit nimmt den Verlauf der Außen- und Innenfront im Hauptwall auf und gibt eine Vorstellung von der ehemals monu-

mentalen Abschnittsbefestigung, in der Plattendolomit wohl als Blendmauerwerk verbaut worden war. Zudem bietet der „Lesesteinwall“ einen wichtigen und selten gewordenen Lebensraum für eine Vielzahl wärmeliebender Tier- und Pflanzenarten wie Schlangen, Eidechsen, Wildbienen und Flechten.

Damit ist es erstmals in Sachsen gelungen, den gemeinsamen Anliegen von Natur- und Denkmalschutz durch eine Ökokontomaßnahme Rechnung zu tragen.

Literatur:

S. Bens/A. Kinne/A. Olkusznik/H. Schulze/M. Strobel/B. Ullrich/R. Vogt/J. Voss/P. Weißenberg/T. Westphalen, Zukunft für ein bedeutendes archäologisches Kulturdenkmal – der Burgberg Zschaitz. In: R. Smolnik (Hrsg.), Ausgrabungen in Sachsen 3. Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege, Beiheft 24 (Dresden 2012) 100-108.

V. Bromme/F. Ende/H.-J. Hardtke/A. Kinne/S. Slobboda/B. Ullrich/M. Strobel/R. Vogt/T. Westphalen/C. Winkler, Der Burgberg Zschaitz in der Lommatzcher Pflege – Landschaft, Natur und Archäologie. *Archaeonaut* 9 (Dresden 2010).

M. Strobel/J. Voss/T. Westphalen, Kulturdenkmal mit Zukunft – Burgberg Zschaitz. *Archäologie in Deutschland* 2013, Heft 6, 66-67.

Montanarchäologie und Weltkulturerbe

von *Christiane Hemker*

Das Erzgebirge war vom 12.–14. und im 15./16. Jahrhundert eine der wichtigsten Silberquellen Europas. Die ergiebigen Lagerstätten waren bedeutende wirtschaftliche Ressourcen und führten durch die Migration und den Austausch des Know-hows von Bergmännern und Metallurgen beidseits des Erzgebirgskamms zu neuen Organisationsformen sowie verbesserten oder neu entwickelten Verfahren und Technologien des Bergbaus und der Metallverarbeitung. Und dennoch: damals wie heute ist Bergbau riskant!

Seuchen, Kriege, neue ergiebigere Mineralfunde an anderen Orten oder mangelnde Investitionskraft riefen im erzgebirgischen Bergbau immer wieder schwere Krisen hervor. Im sächsisch-böhmischen Erzgebirgsraum zeugen zahlreiche bau- und kulturhistorische sowie montanarchäologische Relikte von dieser wechselvollen Bergbauvergangenheit.

Der Lehrer und Forscher Wolfgang Schwabenicky aus Mittweida begründete in den 1970er Jahren die sächsische Montanarchäologie. Seine Untersuchungen zu den wüst gefallenen Bergbausiedlungen des 13./14. Jahrhunderts im Erzgebirge und in dessen Vorland, am Ende der 1. Bergbauperiode sind bis heute wegweisend. Wolfgang Schwabenickys Forschungen zu den Bergstädten Bleiberg auf dem Treppenhauer bei Sachsenburg,

Fürstenberg im Hohen Forst bei Kirchberg oder Ullersberg bei Wolkenburg waren Inspiration und Grundlage für viele Montanarchäologen in Deutschland und in Europa. Zeitgleich mit der Entdeckung sehr gut erhaltener mittelalterlicher Bergwerke unterhalb der osterzgebirgischen Stadt Dippoldiswalde wurde ab 2008 beim LfA Sachsen ein eigener Fachbereich für Montanarchäologie entwickelt, dem Wolfgang Schwabenicky eng verbunden ist. Grenzübergreifend wird gemeinsam mit tschechischen Montanarchäologen und beidseits des Erzgebirgskamms, mithilfe eines breiten naturwissenschaftlichen Methodenspektrums zur Entwicklung und Ausprägung des frühen Bergbaus geforscht.

In Sachsen stehen viele montane Anlagen und Gebäude als eingetragenes Kulturdenkmal unter dem Schutz des Sächsischen Denkmalschutzgesetzes; mit Wirkung vom 6. Juli 2019 sind einige von ihnen zusätzlich als UNESCO-Weltkulturerbestätten ausgewiesen worden. An diesem Tag hatte das Welterbekomitee der UNESCO auf seiner 43. Sitzung in Baku den außergewöhnlichen universellen Wert der Montanregion Erzgebirge/Krušnohoří anerkannt und die grenzübergreifende Montanregion in die Liste des UNESCO-Welterbes aufgenommen. (Abb. 1)

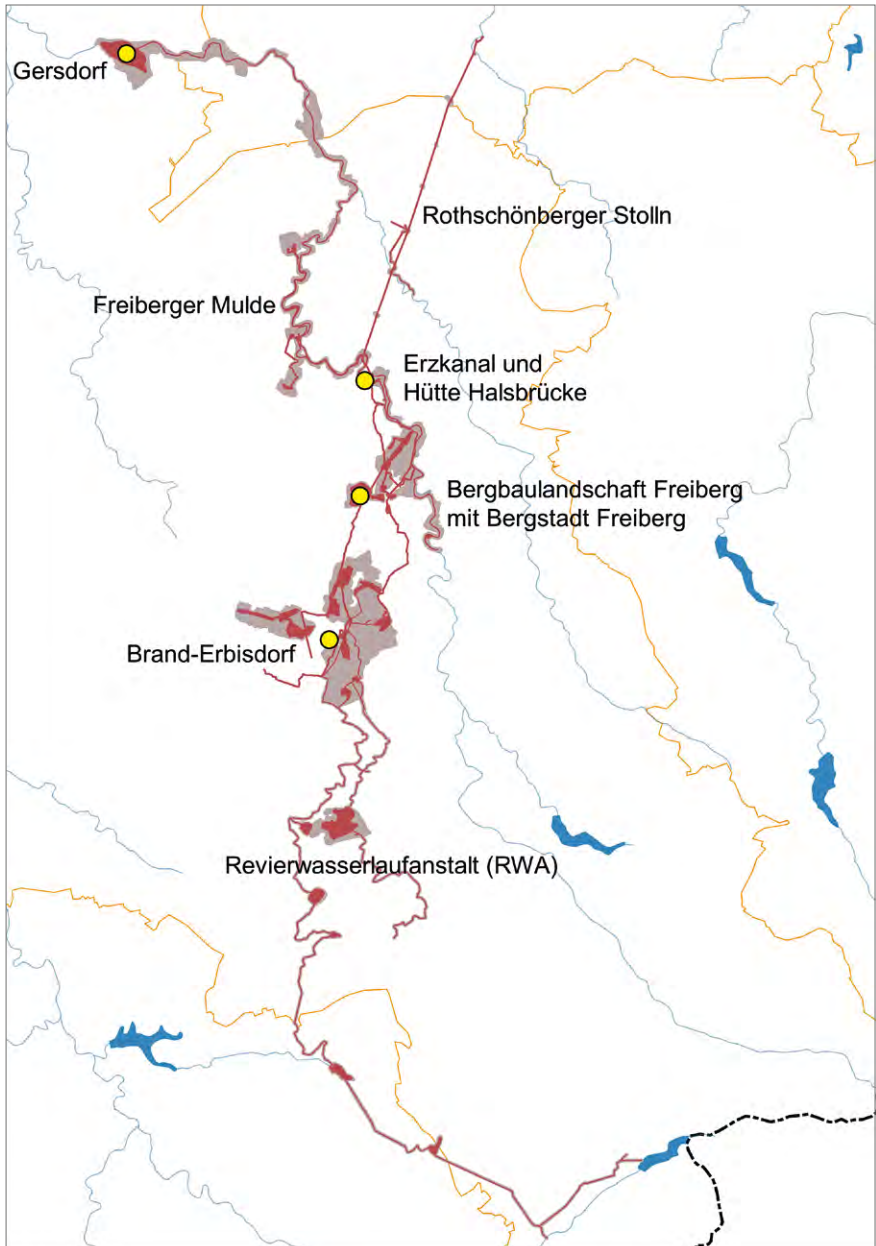


Abbildung 1: Lage der UNESCO-Welterbebestandteile im Landkreis Mittelsachsen, ohne Maßstab (Karte: LfA Sachsen, M. Schubert)

Russchlaggebend war, dass im Erzgebirge, über einen Zeitraum von 800 Jahren, eine einzigartige Landschaft geschaffen worden ist, in der vielschichtige Zeugnisse des Bergbaus noch heute erlebbar sind.

Fünf, der insgesamt 22 Bestandteile der Montanregion liegen bzw. verlaufen durch den Landkreis Mittelsachsen. Sie gehören zur thematisch übergeordneten Bergbaulandschaft Freiberg und

repräsentieren jeweils spezifische räumliche, funktionale, historische und soziotechnische Aspekte der Montanregion.

Es sind im Einzelnen die Bergbaulandschaften Gersdorf und Brand-Erbisdorf, die Erzkanäle und bergbaulichen Anlagen um Halsbrücke sowie Teile des bis heute noch aktiven Wassermanagementsystems Rothschönberger Stolln, Revierwasserlaufanstalt Freiberg (RWA) und Freiburger Mulde. (Abb. 2)



Abbildung 2: Blick in den Rothschönberger Stolln (Foto: J. Kugler 2010, nach Umsetzungsstudie 2012)

Die Bergbaulandschaft Freiberg

Die Bergbaulandschaft Freiberg erstreckt sich von Gersdorf im Norden bis an die Grenze zum tschechischen Erzgebirge im Süden.

Zwischen dem 12. und 17. Jahrhundert entwickelten sich dort, an oder in der Nähe der Mulde, mehrere Bergbaugebiete sowohl nördlich als

auch südlich von Freiberg. Aufgrund der günstigen Morphologie wurden die Flusstäler Mulde und Striegis vorzugsweise als Ausgangspunkt für die Errichtung von Stollen genutzt.

Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts entstand hier mit dem Bergbau auch das früheste und eines der größten und bedeutendsten Wassermanage-

mentsysteme in Europa. Es dokumentiert die Entwicklung bergbaulicher Wasserwirtschaft bis in die Gegenwart. (Abb. 3) Maßnahmen der Landestalsperrenverwaltung an den aktiv genutzten Anlagen werden durch die Montanarchäologen des LfA Sachsen begleitet.



Abbildung 3: Grabenabschnitt der Revierwasserlaufanstalt Freiberg, die seit dem 16. Jahrhundert zur Versorgung des Freiburger Zentralreviers dient.

(Foto: LfA Sachsen, H. Hönig)

Das Bergbaurevier Gersdorf

Die Bergbaulandschaft Gersdorf enthält mit dem Adam-Stolln, dem Joseph-Schacht, dem Kunstgestänge und den Röschen, der Grube Segen Gottes Erbstolln und den Tagesgebäuden sowohl ober- als auch untertägige Sachzeugnisse, die von der wechselvollen Geschichte dieses Reviers zeugen. So ließen im 18. Jahrhundert teils mehrere Meter mächtige, blei-, silber- und kupferhaltige Gangstrukturen im Gestein die Gründung des Bergbauunternehmens „Segen Gottes“ lukrativ erscheinen. Stets auf dem technisch neuesten Stand, schloss man dort die Erzgänge bis zu 300 m Teufe auf. Im Jahre 1851 war dann der Zenit des Silberausbringens erreicht, wenige Jahre später erfolgte die Pleite des Unternehmens und damit das Ende des Bergbaus.

So eindrucksvoll wie die jüngere Geschichte sind auch die zahlreichen älteren montanarchäologischen Relikte, die sich im Gersdorfer Revier erhalten haben.

Archäologisch kann das Bergbaugeschehen aufgrund der Forschungsergebnisse von Wolfgang Schwabenicky und der Untersuchungen des Fachbereiches Montanarchäologie im LfA Sachsen sogar bis in das Mittelalter und damit in das 12. bis 14. Jahrhundert zurückverfolgt werden. Schriftliche Nachweise auf den Bergbau finden sich erst später, in Urkunden des frühen 16. Jahrhunderts im Bergarchiv Freiberg.

Durch die Denkmalinventarisierung (DIV) des LfA Sachsen sind eine Reihe archäologischer Denkmale im UNESCO-Welterbe-Areal kartiert worden, die auf die rege Bergbauaktivität verweisen. Herauszuheben sind: D-45150-01 Einzelsiedlung (Mittelalter), D-45150-02 Bergbauwüstung (Spätmittelalter), D-45150-03 Bergbau und

Verhüttung (Spätmittelalter) sowie Bergbau und Verhüttung (Neuzeit) und natürlich auch die Freiburger Mulde. (Abb. 4)

Im Digitalen Geländemodell (DGM) des heute überwiegend bewaldeten Geländes lässt sich erkennen, wie zahlreich die Bergbauspuren auf einer Fläche von etwa 2 km² streuen. Insbesondere nördlich von Gersdorf ist eine massive Häufung montanarchäologischer Relikte auszuma- chen. (vgl. Abb. 1)

Folgt man Wolfgang Schwabenickys Annahmen, befand sich an dieser Stelle die mittelalterliche Siedlung „Gerschberg“; nordöstlich von Schloss Gersdorf ist auf dem Sächsischen Meilenblatt aus der Zeit um 1790 in der Flur Gersdorf die

historische Flurbezeichnung „Der alte Markt- fleck“ ausgewiesen.

Vermutlich war das Zisterzienserkloster Altzella am hiesigen Bergbau beteiligt, denn die Gersdorfer Bergwerke liegen auf ehemaligem Klosterland. Zudem ist für das Jahr 1272 die Zerstörung klösterlicher Schmelzhütten durch Markgraf Heinrich den Erlauchten und für 1278 deren Wiedereröffnung beim Klosterhof Böhrigen urkundlich belegt.

Durch die Untersuchungen Wolfgang Schwabenickys sind Bergbaurelikte in Form von Pingen, Schächten und Halden, Grubenhäuser sowie ein Schmiedeplatz sicher nachgewiesen, die mithilfe von Keramikfunden in das 13./14. Jahrhundert

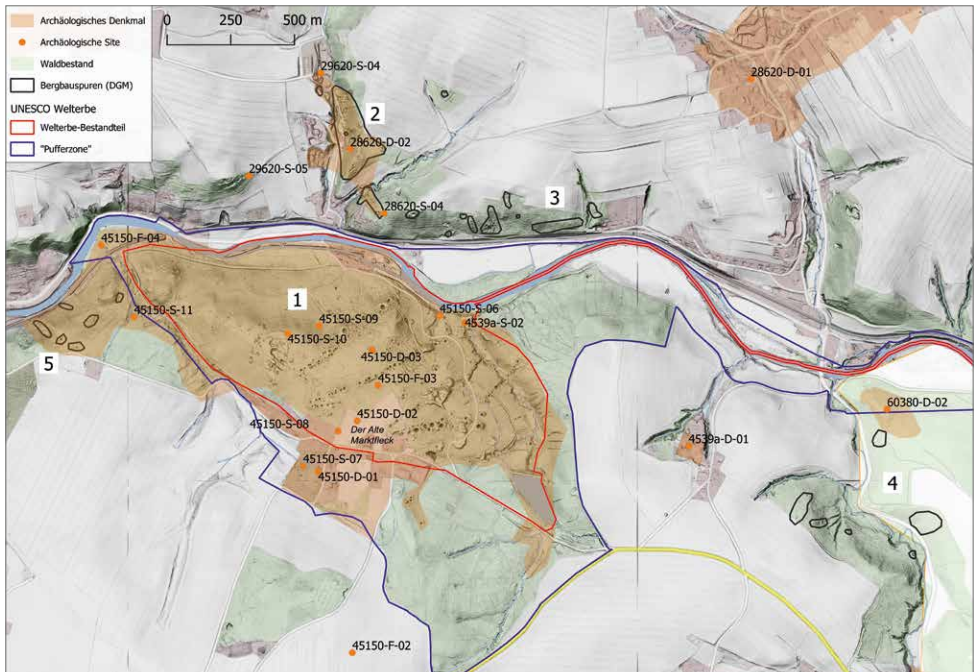


Abbildung 4: Lage der wichtigsten montanarchäologischen Denkmale im UNESCO-Welterbe- Bestandteil „Bergbaulandschaft Gersdorf“ (Abbildung: GeoSN; LfA Sachsen, M. Schubert)

datiert werden können. Auch weisen geborgene Bleiverhüttungsschlacken archäometallurgisch stets auf eine Verarbeitung des Silbers direkt vor Ort hin. Weiterhin fallen im digitalen Geländemodell die zahlreichen, in Zügen angeordneten Pinggen – als Relikte eingestürzter Schächte – mit Halden in verschiedenen Größen auf, die Silberbergwerken zugeordnet werden können. Weitere, jedoch flachere Einsenkungen markieren den Standort von Grubenhäusern. Nordwestlich finden sich nichtüberprägte kleinere Pinggen ohne größere Halden.

Auf der gegenüberliegenden Seite der Freiburger Mulde liegen die Pinggenfelder von Wolfstal/Hinterer Berg (vgl. Abb. 4, Nr. 2), auf denen mittelalterliche Keramik und Erzgangmaterial gefunden wurden. Auch am Südhang des Vorderen Berges (Abb. 4, Nr. 3), östlich des Spitzberges, östlich von Roßwein (vgl. Abb. 4, Nr. 5) sowie am Grellerberg, westlich des Wolfstaes, sind sie noch heute zu erkennen.

Kleine Gruppen stark erodierter Pinggen sowie zwei erkennbare Stollmundlöcher liegen im Tal des Marienbaches bei Kummersheim (vgl. Abb. 4, Nr. 4), in räumlicher Nähe zum hochmittelalterlichen Burgwall Gleisberg (D-60380-03), der sich nur 1,5 km westlich des zentralen Abbaufeldes (vgl. Abb. 4, Karte Nr. 1) entfernt befindet.

Ein Schnitt durch das Erzgebirge – Montanarchäologie an der EUGAL-Trasse

Für die Neuverlegung der Europäischen Gas-Anbindungsleitung (EUGAL) wurde zwischen 2017 und 2019 ein bis zu 30 m breiter Trassenabschnitt angelegt, der das Erzgebirge von Nord nach Süd querte. Dieser vom Fachbereich Mon-

tanarchäologie betreute, 50 km lange Abschnitt der EUGAL-Trasse im Landkreis Mittelsachsen begann unweit von Freiberg bei Niederschöna an der B 173, auf einer Höhe von 360 m NN und endete auf der sächsischen Seite an der deutsch-tschechischen Grenze, in der Kammlage südlich von Seiffen, bei Deutschneudorf auf einer Höhe von 630 m NN.

Naturräumlich verläuft die Trasse durch das Muldental bei Freiberg und Lichtenberg, die Frauensteiner Hochflächen und das Saydaer Rücken- und Riedelland sowie durch die Kammlagen bei Seiffen. Zwischen Niederschöna und Sayda waren überwiegend landwirtschaftliche, südlich davon und bis zur Grenze forstwirtschaftliche Flächen betroffen.

Durch die Trassenführung eröffnete sich erstmals die Gelegenheit, das archäologische Bodearchiv einer erzgebirgischen Kulturlandschaft über eine weite, von dessen Vorland bis in die Kammlagen reichende Strecke zu untersuchen. (Abb. 5)

Eindrucksvolle Erkenntnisse lieferte die Fundstelle 29, die im Bergbaugbiet Rammelsberg bei Bobritzsch-Hilbersdorf, rund 5 km östlich der Bergstadt Freiberg entdeckt wurde. Sie soll im Folgenden kurz vorgestellt werden.

Der Rammelsberg war als östliche Fortsetzung des Freiburger Lagerstättendistriktes bereits im Mittelalter ein wichtiges Abbaugbiet, in dem Silber, aber auch Kupfer, Zinn und Blei gewonnen wurden.

Zu den Siedlungsspuren am Rammelsberg gehören vor allem die Relikte eines Grubenhauses mit seinen vorgelagerten Abfallgruben. (Abb. 6)



Abbildung 5: Trassenverlauf der Europäischen Gas-Anbindungsleitung (EUGAL) im Landkreis Mittelsachsen: Die Fundstellen 29 (Niederbobritzsch NIB-04), 30 (Lichtenberg LIF-02), 31 (Voigtzdorf VGD-01) und 32 (Seiffen SFF-25) führten zu neuen Erkenntnissen zur Besiedlung des Erzgebirges. (Foto: LfA Sachsen, M. Schubert)

Das Grubenhaus war in den anstehenden Boden eingetieft und noch bis in eine Tiefe von bis zu 0,5 m erhalten. Der annähernd rechteckige Grundriss hatte die Maße 3,5 x 4,2 m. Das Grubenhaus ist damit sehr gut mit Grubenhausbefunden aus Bleiberg, Gersdorf und weiteren sächsisch-böhmischen Bergbausiedlungen des 12.–14. Jahrhunderts vergleichbar.

In einer jüngeren Umbauphase war das Grubenhaus mit zwei Schmelzöfen zur Silbergewinnung ausgestattet worden.

Es bleibt festzuhalten, dass die Bergleute mit ihren Familien direkt an den Bergwerken des Rammelsberges lebten und arbeiteten und nicht in der nächstgrößeren Stadt, wie beispielsweise Freiberg. Diese Erkenntnis wird durch vergleichbare Befunde von Hausstellen in der wüsten Bergstadt Bleiberg oder auch in Gersdorf bestätigt. Allerdings zeigen die Untersuchungen auch, dass Wohnhäuser bergbaulichen Interessen weichen mussten, sobald der Platz, wie in Niederbobritzsch, für Produktion und Weiterverarbeitung benötigt wurde.



Abbildung 6: Fundstelle 29 (Niederbobritzsch NIB-04), Situationsfoto des in den umgebenden Boden eingetieften Grubenhauses mit den beiden von einer rot verziiegelten Zwischenwand getrennten Öfen (Foto: LfA Sachsen, I. Martin)

Literatur:

K. Derner, Mittelalterlicher Bergbau und Hüttenwesen in der Region Preßnitz im mittleren Erzgebirge. *ArchaeoMontan* 5. Veröffentlichung des Landesamtes für Archäologie Sachsen 68 (Dresden 2018).

K. Eckstein / A. Hauptmann / T. Rehren / U. Richter / W. Schwabenicky, Hochmittelalterliches Montanwesen im Erzgebirge und seinem Vorland. *Der Anschnitt* 46,4 – 5, 1994, 114 – 132.

J. Fleischer / C. Hemker / A. Schuster / M. Schubert / S. Scholz / H. Hönig, Archäologischer Denkmalschutz und Waldbewirtschaftung – Best Practice für zwei mittelalterliche Bergbaustandorte. *Forstjournal* 2/18, 2018, 27 – 31.

C. Hemker, Das Erzgebirge im Fokus der Montanarchäologie. In: R. Smolnik / N. Goryczková (Hrsg.), *ArchaeoMontan 2018. Das Erzgebirge im Fokus der Montanarchäologie. Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege, Beiheft 32 (Dresden 2018)* 9 – 76.

F. Kreienbrink / N. Döhlert-Albani / M. Conrad / C. Herbig / I. Martin / M. Schubert / C. Tinapp / R. Höbner / S. Johl / U. Krämer / K. Mauksch / C. Priske / H. Stäuble, Von der Großenhainer Pflege übers Elbtal ins Erzgebirge. Die Ausgrabungen an der EUGAL. In: R. Smolnik (Hrsg.), *Ausgrabungen in Sachsen 7. Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege, Beiheft 34 (Dresden 2020)* 134 – 150.

H. Müller, Erläuterungen zur geologischen Spezialkarte des Königr. Sachsen, 1901, 92 ff.

U. Richter, Der Freiburger Bergbau in der ersten Bergbauperiode: Grabungen – Funde – Denkmale. In: R. Smolnik (Hrsg.), *Aufbruch unter Tage. Stand und Aufgaben der montanarchäologischen Forschung in Sachsen. Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege, Beiheft 22 (Dresden 2011)* 61 – 68.

M. Schubert / I. Burghardt / J. F. Tolksdorf / F. Schröder / H. Hönig / R. Krivánek, Eine neuentdeckte mittelalterliche Bergbausiedlung im „Vorderen Grünwald“ bei Schönfeld in der Kammlage des Osterzgebirges. In: R. Smolnik / N. Goryczková (Hrsg.), *ArchaeoMontan 2018. Das Erzgebirge im Fokus der Montanarchäologie. Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege, Beiheft 32 (Dresden 2018)* 9 – 76.

W. Schwabenicky, *Der mittelalterliche Silberbergbau im Erzgebirgsvorland und im westlichen Erzgebirge unter besonderer Berücksichtigung der Ausgrabungen in der wüsten Bergstadt Bleiberg bei Frankenberg (Chemnitz 2009)*.

M. Wegner / M. Schubert, Die Grabung Roter Hirsch – Hochmittelalterliche Wohn- und Werkstätten der Dippoldiswalder Bergleute. In: R. Smolnik (Hrsg.), *ArchaeoMontan 2015. Montanarchäologie im Osterzgebirge. Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege, Beiheft 30 (Dresden 2015)* 207 – 244.

Wirtschaftsförderung Erzgebirge GmbH (Hrsg.), *Montanregion Erzgebirge/Krušnohoří UNESCO-Welterbe (Annaberg 2020)*.

Der Brunnen auf der Burg Mildenstein

von Patricia van der Burgt

Inmitten des sächsischen Burgenlandes thront die Burg Mildenstein in Leisnig auf einem über 60 m hohen Porphyrfelsen über der Mulde. In mehreren schriftlichen Quellen ist die Rede von einem tiefen Brunnen auf der Burg, der um 1810 mit einer Gewölbekappe verschlossen und daraufhin vergessen wurde. Bisher ist das genaue Baujahr des Brunnens unbekannt, aber

mutmaßlich soll er bereits im 12. Jahrhundert angelegt worden sein. (Abb. 1)

Einen konkreten Hinweis auf sein Alter gibt die Kapelle, die 1120/1130 erbaut und in den Jahren 1426–1428 nach Nordwesten hin erweitert wurde. Ihre neue Nordwestfassade gründet nämlich auf dem Mauerring des Brunnens, der somit zwangsläufig älter als 1426 sein muss.

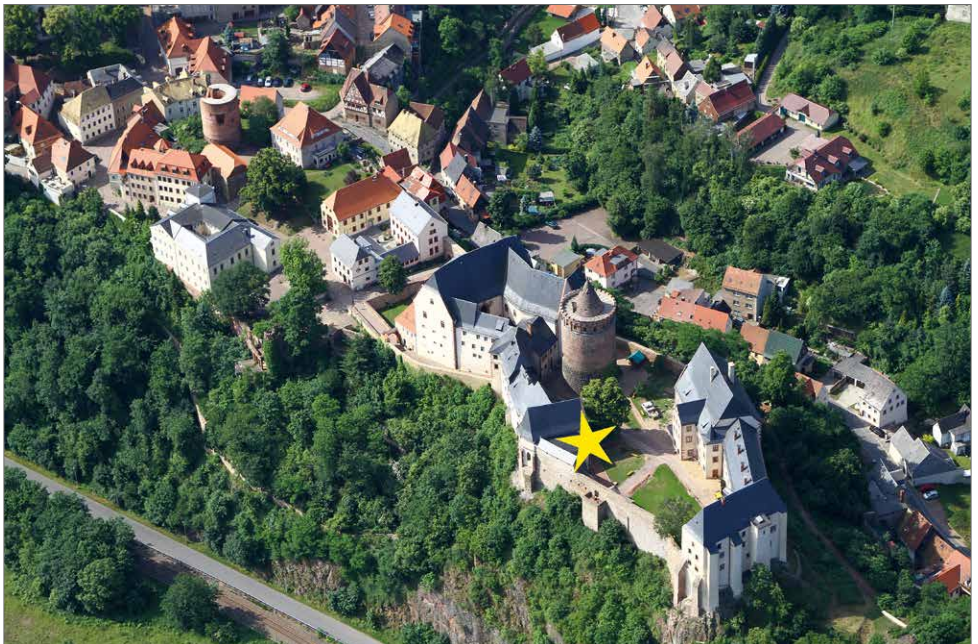


Abbildung 1: Die Burg Mildenstein, das Sternchen markiert die Lage des Brunnens. (Foto: LFA Sachsen)

Eine Schriftquelle von 1390 erwähnt Reinigungsarbeiten und Reparaturen am Brunnen.

Im Jahr 1046 wird erstmals ein Burgward in Leisnig erwähnt. Herzog Friedrich III. von Schwaben, der spätere Kaiser Friedrich Barbarossa, erwarb 1147 Leisnig. Er ließ die Burganlage weiter ausbauen, darunter das heute noch sichtbare Tor sowie den Bergfried. Im ausgehenden 14. Jahrhundert wurde die Burg unter Markgraf Wilhelm I. grundlegend umgebaut.

Seit 1993 wird die Burg vom Staatsbetrieb Sächsische Schlösser, Burgen und Gärten verwaltet und nach und nach denkmalgerecht saniert. Mit Beginn der Sanierungsarbeiten wurde der vergessene Brunnenschacht nördlich der Kapelle und unmittelbar neben der Burgmauer lokalisiert. Er soll wieder als Brunnen genutzt werden. Deshalb wurde 2019 die Brunnenverfüllung unter ständiger Begleitung einer Archäologin entnommen. Zu diesem Zweck baute die Firma BST Freiberg GmbH & Co. KG bergbautechnische Vorrichtungen auf, die den Zutritt zum Brunnenschacht über Leitern ermöglichten.

Die Brunnenverfüllung wurde mit einem hydraulischen Greifer abgegraben und mit Förderkübeln über eine Seilwinde gehoben. Der Inhalt wurde anschließend direkt über eine Rutsche auf ein Förderband entleert, welches oberhalb der Radladerschaufel endete.

Das Material wurde von der Archäologin gesichtet, die Funde geborgen und den Verfüllungsschichten entsprechend geordnet.

Die obere Verfüllung

Im Bereich der Brunnenteufe, in der Tiefe von 42,3 – 55,5 m, war der Brunnenschacht kompakt verfüllt. Bei der Entnahme der insgesamt 12,2 m

hohen Verfüllung – sie hatte ein Volumen von über 38 m³ – wurden sechs Schichten dokumentiert.

In allen Schichten wurden Porphyrbrocken von 10 – 50 cm Durchmesser, Schieferplattenfragmente von einer Dachdeckung sowie viele Ziegelbruchsteine, aber sehr wenige Bauhölzer gefunden.

Fast durchgehend zeigte sich eine große Bandbreite an Keramikfragmenten: Scherben von grobem Kochgeschirr wie z.B. irdene Grapen, Flaschen aus Steinzeug, barocke Teller bis hin zu Steingut mit Zinnglasur, mit gestempeltem Muster oder mit Fayencemalerei. Der überwiegende Teil der Keramik kann in das 17. – 19. Jahrhundert datiert werden und ist lokalen Ursprungs. Manche Scherben stammen von Steinzeug aus der Waldenburger Produktion.

Getreide- und Gemüsereste können nicht identifiziert werden. Die geborgenen Tierknochen geben aber einen kleinen Einblick in den Speiseplan der Burgbewohner: Junge Rinder, Schweine, Geflügel, Lämmer, Schafe und Kaninchen wurden verzehrt. Manchmal genoss man sogar Austern, wie 17 Muschelhälften der Europäischen Auster belegen. Einige Tierknochen stammen von Hunden, die scheinbar auf der Burg gehalten wurden.

Weiterhin sind Glasscherben, Lederreste, Tonpfeifenstiele und drei Münzen zu erwähnen. Eine davon ist eine nicht näher zu bestimmende Kupfermünze. Die beiden anderen sind Silbermünzen im Wert von 10 Kreuzern aus dem Jahr 1632, mit dem Abbild Erzherzogs Leopold V. von Österreich-Tirol sowie eine 15-Kreuzer-Münze aus dem Jahr 1679, mit den Konterfei Johann VIII. von Montfort-Tettnang. (Abb. 2)



Abbildung 2: Verschiedene Funde aus den oberen Schichten der Brunnenverfüllung; im Vordergrund sind Tierknochen erkennbar. (Foto: LfA Sachsen)

Anlage und Nutzung des Brunnens

Die oberen vier Meter des Brunnens wurden aus Ziegeln gemauert, darunter beginnt der anstehende Leisniger Quarzporphyr.

Die flache Sohle des Brunnens liegt bei 138,02 m NN und somit ca. 8 m unterhalb des heutigen Wasserspiegels der Mulde. Der Brunnen hat also eine Tiefe von 66,54 m ab der Oberkante des neuzeitlichen Brunnenrings – dieser liegt bei 204,56 m NN und wird als Referenzpunkt für die Höhenangaben verwendet – mit einem annähernd runden Durchmesser von 1,5 – 2,1 m.

In der Brunnensohle wurde eine kleine, muldenartige Vertiefung festgestellt, in die unmittelbar nach der Entfernung der Verfüllung und dem Abschöpfen des Wassers erneut bräunliches Wasser quoll. Die kleine Vertiefung war bereits nach 10 Minuten wieder gefüllt und die Brunnensohle

stand nach 20 Minuten wieder unter Wasser. Erste grobe Berechnungen ergaben, dass täglich über 700 Liter nachfließen. Der stabile Brunnenpiegel stellte sich schließlich ca. 20 m oberhalb der Brunnensohle ein. (Abb. 3)

Damals benötigte ein Mensch ungefähr 5 Liter Wasser pro Tag zum Trinken, Kochen und Waschen, ein Zugtier (Pferd oder Rind) hingegen die zehnfache Menge.

Zusätzlich zur Versorgung der Menschen und Tiere war auf der Burg ein Wasservorrat zum Löschen sowie für Bauarbeiten notwendig. Das Wasser wurde mit Lasttieren aus nahegelegenen Quellen und Flüssen herangeschafft und als Niederschlag in Zisternen aufgefangen, denn diesen hohen alltäglichen Wasserbedarf konnte ein einziger Brunnen nicht decken.



Abbildung 3: Brunnensohle mit kleiner Vertiefung, Quellwasser und Schlägelspuren (Foto: LfA Sachsen)

Außerdem war der finanzielle und zeitliche Aufwand für den Bau eines Brunnens sehr hoch. Die durchschnittliche Abteufleistung, welche hauptsächlich von der Härte des Gesteins und dem Querschnitt des Brunnens abhing, kann mit 1,5–20 m pro Jahr veranschlagt werden. Bei einer Teufe von 66,54 m bedeutet dies eine Bauzeit von mindestens 4,5 Jahren bzw. Lohn für zwei erfahrene Bergmänner. Nichtsdestotrotz wurde der Brunnen dennoch angelegt, um im Falle einer Belagerung freien Zugang zu Frischwasser zu haben.

Der Fels ist an der Stelle des Brunnens bis in 10,5 m Teufe durch eine Kluft in der Ostwand geprägt, die eine Anlage des Brunnens an dieser Stelle begünstigte. Wahrscheinlich wurden die ersten 10 m des Brunnenschachts durch Stein-

brecher von oben gebrochen. Sie waren schneller und bekamen eine geringere Entlohnung als erfahrene Bergmänner, die mit Schlägel und Eisen arbeiteten. Jene übernahmen die Arbeiten dann ab 10,5 m Teufe, wie die regelmäßigen Schlägelspuren im Fels bezeugen. Sie führen in langen Linien von rechts oben nach links unten und werden von Linien gekreuzt, welche von links oben nach rechts unten verlaufen. Es ist anzunehmen, dass hier sowohl ein Rechts- als auch ein Linkshänder tätig waren. Der Platz im Brunnen ließ ein Arbeiten zu zweit auf jeden Fall zu.

Im Sohlenbereich hingegen ist anhand der Linienführung ersichtlich, dass lediglich der rechtshändige tätige Bergmann am Werk war. An dieser Stelle ist der Platz auch zu gering, um zu zweit arbeiten zu können.



Abbildung 4: Blick in den Brunnenschacht auf die beiden Leitern („Fahrten“), hier noch in der Verfüllung stehend (Foto: LfA Sachsen)

Im oberen Bereich wurden an mehreren Stellen sogenannte Bühnenlöcher in den Fels geschlagen, die der Platzierung von hölzernen Arbeitsbühnen dienten. Im unteren Bereich sind jedoch bis auf eine Ausnahme keine weiteren Bühnenlöcher nachweisbar. Das Holz der Arbeitsbühnen wurde demnach entweder einfach im Schacht eingeklemmt („verspriegelt“) oder die Bergleute wurden über eine Seilfahrt hinabgelassen.

Die obere Verfüllung lag auf einer Schicht von im Brunnenschacht verkeilten Hölzern, die jedoch nicht als Arbeitsbühne zu interpretieren waren. Darunter, ab 56 m Teufe, wurde ein lediglich mit Wasser gefüllter Hohlraum festgestellt. Nach dem Abpumpen des Wassers waren die oberen

Enden zweier Holzleitern – bergmännisch „Fahrten“ – erkennbar. (Abb. 4) Die erste der beiden ragte ca. 1,8 m aus der unteren Verfüllung des Brunnenschachtes heraus, die zweite lediglich 1,25 m. Diese zweite Fahrt war offensichtlich defekt. (Abb. 5)

Der Brunnen wurde mehrfach ausgeräumt, damit notwendige Reparaturen durchgeführt werden konnten. Die untere Verfüllung, mit einer Mächtigkeit von ca. 4,75 m, repräsentiert demnach größtenteils die Nutzungsphase des Brunnens, kurz bevor er endgültig aufgegeben wurde. Aus ihr stammen verschiedene Funde, die vorwiegend mit dem Wasserschöpfen in Verbindung stehen.



Abbildung 5: Die beiden Fahrten bestehen wahrscheinlich aus Fichtenholz. Die linke, defekte Fahrt misst 2,7 m, die rechte, im Bild unvollständige im Gesamten 4,7 m. (Foto: LfA Sachsen)

Besonders interessant sind zwei baugleiche Wassereimer, die 20 cm oberhalb der Brunnensohle auf ihrer Seite in der Verfüllung lagen. Es handelt sich um typische Brunneneimer, Daubengefäße mit jeweils drei umlaufenden, genieteten, eisernen Fassbändern, einem Boden mit 40 cm Durchmesser und einer Öffnung von 45 cm. Ihr Fassungsvermögen beträgt etwa 50 Liter. Der eckige Bügel aus Eisen endet in den Ösen eines seitlich angebrachten Metallbeschlages, der sich bis zum Gefäßboden zieht und hier die beiden dazugehörigen Teile verbindet. (Abb. 6)

Zusätzlich sorgen zwei knapp 20 cm breite, sich gegenüberliegende Eisenklammern an der Innenseite des Holzeimers für Stabilität. Die Ketten an den Metallbügeln sind 3,4 bzw. 3,5 m lang. An diesen wurden Seile befestigt, um die Eimer herunterzulassen und wieder hochzuziehen.

Über die technische Vorgehensweise bei der Wasserförderung kann aufgrund mangelnder Befunde nur gemutmaßt werden. Die bei den Sanierungsarbeiten gefundenen Wassereimer weisen ein Fassungsvermögen von 50 Litern auf. Wenn nun noch das Eigengewicht des Eimers samt der 3,4 m langen Eisenkette sowie 82 kg für ein Hanfseil hinzukämen (ein Hanfseil von 3 – 4 cm Stärke wiegt ca. 1,25 kg pro Meter; benötigt wurden ca. 65 m), so wäre ein Gewicht von mindestens 150 kg aus 65 m Brunnentiefe nach oben zu befördern. Dies wäre selbst von zwei Männern kaum zu bewältigen gewesen. Daher kann davon ausgegangen werden, dass der Brunnen wahrscheinlich mit einem Tretrad ausgestattet war, in dem ein Pferd oder Esel die über dem Brunnen verlaufende Welle antrieb, sodass das Seil mit dem Eimer heruntergelassen



Abbildung 6: Die beiden geborgenen Wassereimer mit Metallbügel und Kette; der Eimer hinten links ist bereits in Folie verpackt, damit das Holz nicht austrocknet, der vordere ist ohne Metallbügel knapp 50 cm hoch. (Foto: LfA Sachsen)

und hochgezogen werden konnte. Der Brunnen war während seiner Nutzungsperiode eingehaust, jedoch gibt es keine Angaben darüber, wie groß die Einhausung war und welche Art von Förderanlage sich darin verbarg.

Der vorliegende Beitrag wurde vorwiegend auf Grundlage des Grabungsberichts der Grabungsleiterin S. Wittka erfasst. Ihr und der 2019 verantwortlichen Gebietsreferentin Margit Georgi danke ich herzlich für ihre Unterstützung.

Literatur:

W. A. Gleue, Wie kam das Wasser auf die Burg? Vom Brunnenbau auf Höhenburgen und Bergvesten (Regensburg 2008).

F. Schellenberg, Chronik der Stadt Leisnig und ihrer Umgegend (Leisnig 1842).

Staatsarchiv Leipzig, Amt Leisnig Nr. 944. Thüringisches Staatsarchiv Weimar, EGA, Reg. Bb 1533; Bb 1517, fol. 15r – 23v.

S. Wittka, Leisnig, Burg Mildenstein LG-51. Unveröffentlichter Grabungsbericht Landesamt für Archäologie Sachsen (Dresden 2019)

Die „Alte Reißerei“ – ein verschwundenes Industriedenkmal aus der Textilgeschichte Frankenbergs

von *Silvio Bock*

Die Geschichte der Stadt Frankenberg beginnt bereits im frühen 13. Jahrhundert mit einer ersten urkundlichen Erwähnung. Ihre Gründung ist untrennbar mit dem Bergbau auf dem nahegelegenen Treppenhauer und der Sachsenburg verbunden, zu deren Grundherrschaft der Ort zählte.

Nach dem Stagnieren des Bergbaus entwickelte sich Frankenberg im 14. und 15. Jahrhundert langsam zu einer Tuchmacher- und Leineweberstadt.

Ehemals bedeutende Zeugnisse der Frankenerberger Textilindustrie befanden sich auf dem nachfolgend beschriebenen Areal der „Alten Reißerei“. Im Zuge von Sanierungsarbeiten im Frühjahr/Sommer 2011 wurden auf dem Gelände fast alle Gebäude abgerissen. Das LfA Sachsen führte parallel dazu eine baubegleitende archäologische Untersuchung durch. (Abb. 1)

Auf dem Flurstück 304/8, zwischen Bachgasse und Mühlgraben, entstand im Jahre 1837 die Kattendruckerei C. F. Schmidt, die später in „Schmidt & Söhne“ umbenannt wurde.

Viele Gebäude des Geländes stammen aus der Gründungszeit, wurden jedoch mehrfach umgebaut. So auch das 2018 abgerissene Wohnhaus von Carl Friedrich Schmidt, in der Bachgasse 3,

das zuletzt den Kindergarten beherbergt hatte. Das Wohnhaus Mühlgraben 15 scheint bereits vor 1837 existiert zu haben. Das barocke Gebäude mit Mansardgiebeldach ist im Zuge der Maßnahme 2011 abgerissen worden. (Abb. 2)

Ab 1872 befand sich auf dem Gelände die Blaudruckerei und -färberei Moritz Ribbert. Ribbert bezog als Wohnhaus das Gebäude Mühlgraben 15. Vermutlich blieb das Wohnhaus Schmidt weiterhin im Besitz von dessen Familie. Ribbert ließ u.a. 1878 eine Verbindungsbrücke vom Wohnhaus zur Fabrikanlage und 1888 einen neuen Küpenstand und eine neue Etage auf dem Maschinenhaus errichten.

1915 wurde auf dem Gelände das Textilwerk Richard Groba gegründet. Die Fabrik Grobas beinhaltete eine Kunstbaumwollfabrikation, eine Reißerei und eine Verbandsstoffweberei. Auch Groba ließ mehrere Gebäude um zusätzliche Etagen aufstocken und einige Bauten errichten, die bis zum Abriss 2011 bestanden, u.a. das Kesselhaus von 1922, die Autogarage aus dem Jahr 1923 und einen Schuppen in der Bachgasse. Nach 1945 entstanden auf dem Gelände die VEB Reißereien und Droussieranstalten, und das Industriegelände erhielt sein endgültiges Aussehen. 1957 wurden rechts neben dem Wohnhaus



Abbildung 1: Innenhof der „Alten Reißerei“ vor dem Abriss (Foto: LfA Sachsen)



Abbildung 2: Gebäude Mühlgraben 15 vor dem Abriss (Foto: LfA Sachsen)

Schmidt/Kindertagesstätte in der Bachgasse 3 ein Brennstoffschuppen und in den 1960er-Jahren gegenüber der Mühle ein Lagerhaus und die Trafostation errichtet sowie am Wohnhaus Mühlgraben 15 ein neuer Schornstein angebaut.

Während der archäologischen Untersuchung vom 4. April bis zum 13. Juli 2011 konnten einige archäologische Befunde dokumentiert und zahlreiche Fundstücke geborgen werden. (Abb. 3) Bereits in den ersten Grabungswochen hob man südwestlich des Wohnhauses Schmidt/Kindertagesstätte einen Graben aus, um die alte Gasleitung von den Gebäuden der Reißerei abzu-

klemmen. Dabei stellte man innerhalb des Fundamentes einen Durchlass in das Gebäude fest, durch den eine Holzwasserleitung in das Gebäudeinnere verlief. Offenbar war diese bereits im Jahre 1844 bei der Fertigstellung des Gebäudes verlegt worden. (Abb. 4)

Beim Abriss der ehemaligen Werkshalle östlich vom Innenhof der Reißerei entfernte man auch deren Bodenplatte. Darunter wurden einige Einbauten sichtbar, die aus verschiedenen Nutzungsphasen des Areals stammen. Hauptsächlich handelte es sich dabei um alte Raumtrennmauern aus unterschiedlichen Bauphasen, Backsteinpflasterungen sowie aus Back-

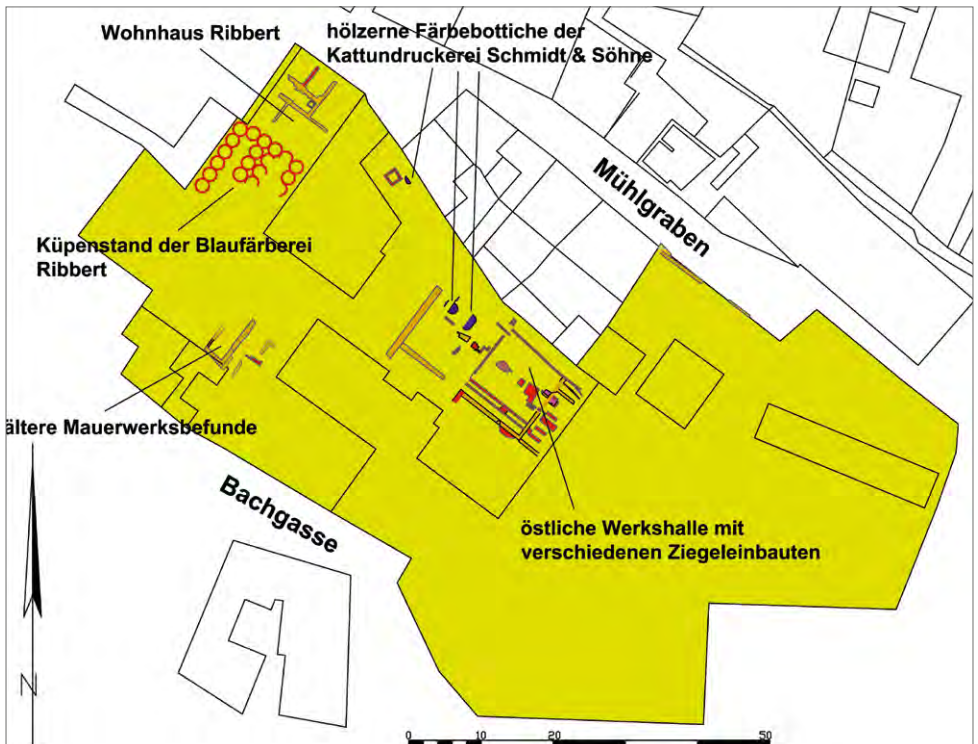


Abbildung 3: Gesamtplan der Grabung mit den wichtigsten Befundarealen (Plan: LFA Sachsen, S. Bock)



Abbildung 4: Profil 1 mit dem Durchlass für die Holzwasserleitung in das Wohnhaus Schmidt/ Kindertagesstätte (Foto: LFA Sachsen, S. Bock)

steinziegeln aufgebaute Kanäle. Die Reste des Backsteinpflasters auf verschiedenen Ebenen waren zumeist aus Ziegeln errichtet, deren Maße keinem der beiden gegen Ende des 19. Jahrhunderts aufkommenden Reichsformate entsprachen (altes deutsches Reichsformat: 25 x 12 x 6,5 cm; Reichsformat: 24 x 11,5 x 6,3 [7,1] cm). Sehr wahrscheinlich sind die Fußböden daher der ersten Bauphase – der Kattundruckerei Schmidt & Söhne – zuzurechnen. Nur für wenige Pflasterungen waren Ziegel des neuen Reichsformats verwendet worden; sie datieren deshalb in einen Zeitraum nach 1871.

In den Fußböden waren mehrere Backsteinkanäle eingebaut. (Abb. 5) Sie waren aus Ziegeln errichtet, die nicht dem neuen Reichsformat entsprachen, oder aus solchen im alten Reichsformat. Da die Kanäle nicht älter sein können als die Werkshalle, wird hier eine Datierung in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts vorgeschlagen. Alle Kanäle waren mit eindeutig modernen Ziegeln an mehreren

Stellen repariert. Das belegt, dass die Kanäle bis zur Schließung der Reißerei noch genutzt worden waren. In der letzten Phase waren darin Tonrohre verlaufen.

Im nordwestlichen Teil der Werkshalle wurden mehrere hölzerne Färbepottiche entdeckt, die teilweise noch Reste der Blaufärbemittel enthielten. Sehr wahrscheinlich stammen diese Färbepottiche aus der ersten Bauphase der Kattundruckerei Schmidt & Söhne und damit aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. (Abb. 6)

Vieles spricht dafür, dass die Befunde in diesem Areal allesamt im Bezug zu der frühen Werkshalle standen und die Bausubstanz in den darauffolgenden Jahren nicht mehr im größeren Stil verändert worden war. Befunde, die von einer Bebauung des Geländes vor 1840 stammen, traten in diesem Bereich nicht auf. Lediglich eine Abwasserleitung, die unterhalb der Fundamentierung der Werkshalle lag, schien älter als die Fabrikanlagen zu sein. Sie bestand aus Holzbrettern – dem



Abbildung 5: Kanäle unterhalb der Bodenplatte in der östlichen Werkshalle (Foto: LFA Sachsen, S. Bock)



Abbildung 6: hölzerner Färbebottich im Planum (Foto: LFA Sachsen, S. Bock)

ehemaligen Boden – und Ziegelsteinen, die darauf den Kanal gebildet hatten. Die Ziegel waren lediglich nebeneinandergelegt und nicht mit Mörtel verbunden. In diesem Kanal war vermutlich, das natürliche Gefälle nutzend, Brauch- oder Regenwasser in den Mühlbach geleitet worden.

Im Westen des Areal und damit direkt an die Südwestfassade des Wohnhauses Ribbert anschließend, lag eine weitere Werkshalle. Auch hier wurden nach Abtrag der Bodenplatte weitere Industrieanlagen sichtbar. Dabei handelte es sich um aus Ziegeln kreisförmig gemauerte, zusammenhängende Fundamente.

Nach Aktenrecherche im Stadtarchiv Frankenberg wurde klar, dass diese offenbar die Reste eines Küpenstandes waren, der zur Blaufärberei und -druckerei Moritz Ribbert gehört hatte. (Abb. 7)

Der Begriff „Küpenstand“ wird in diesem Zusammenhang für eine Halle mit mehreren aneinandergereihten Küpen verwendet. Als „Küpe“ bezeichnet man die Färbeküpe. Der Begriff kann aber auch für die Färbeflüssigkeit selbst stehen. Die Küpenbottiche waren in sechs Reihen angeordnet, wobei in der ersten Reihe zwei, in der zweiten ein, in der dritten vier, in der vierten drei, in der fünften ein und in der sechsten fünf Bottiche angelegt bzw. noch erhalten waren. Die gemauerten Bottiche hatten allesamt außen einen Durchmesser von 2,1 m und innen von 1,5 m. Die Ziegel besaßen das alte Reichsformat und waren mit Betonmörtel verfugt und innen ausgekleidet. Verrüllt waren sie mit einem Material, welches aus alten Färbereiabfällen und Bauschutt bestand. Eine Probe daraus bestätigt eine Belastung mit Schwermetallen.



Abbildung 7: Fundamente des Küpenstandes in der Werkshalle südwestlich des Wohnhauses Ribbert (Foto: LFA Sachsen, S. Bock)

In einem Bauplan von 1888 ist eine Erweiterung des Kuppenstandes beschrieben. Demzufolge muss dieses Gebäude 1888 bereits gestanden haben, kann aber anhand des Ziegelformats und der baulichen Eigenschaften nicht viel älter gewesen sein. (Abb. 8)

Dokumentiert wurden zudem zahlreiche Fundamentmauern des abgerissenen Gebäudes sowie einige Mauern, die nicht dazuzurechnen waren. Offenbar handelte es sich dabei um Reste von äl-

teren Werkshallen, die wohl zur ersten Bauphase, der Kattundruckerei Schmidt & Söhne, gehört hatten. Allerdings wurde auch ein Befund lokalisiert, der aufgrund seiner Lage und Orientierung nicht von einer Werkshalle stammen konnte. Konkret handelte es sich dabei um ein L-förmiges Fragment einer Natursteinmauer, welches gerade noch 1,1 und 2,2 m lang erhalten war. Die Mauerbreite schwankte zwischen 45 und 50 cm. Die Natursteine waren mit einem dunkelgelben Sandmörtel verfugt. Die Lage scheint zu keiner der

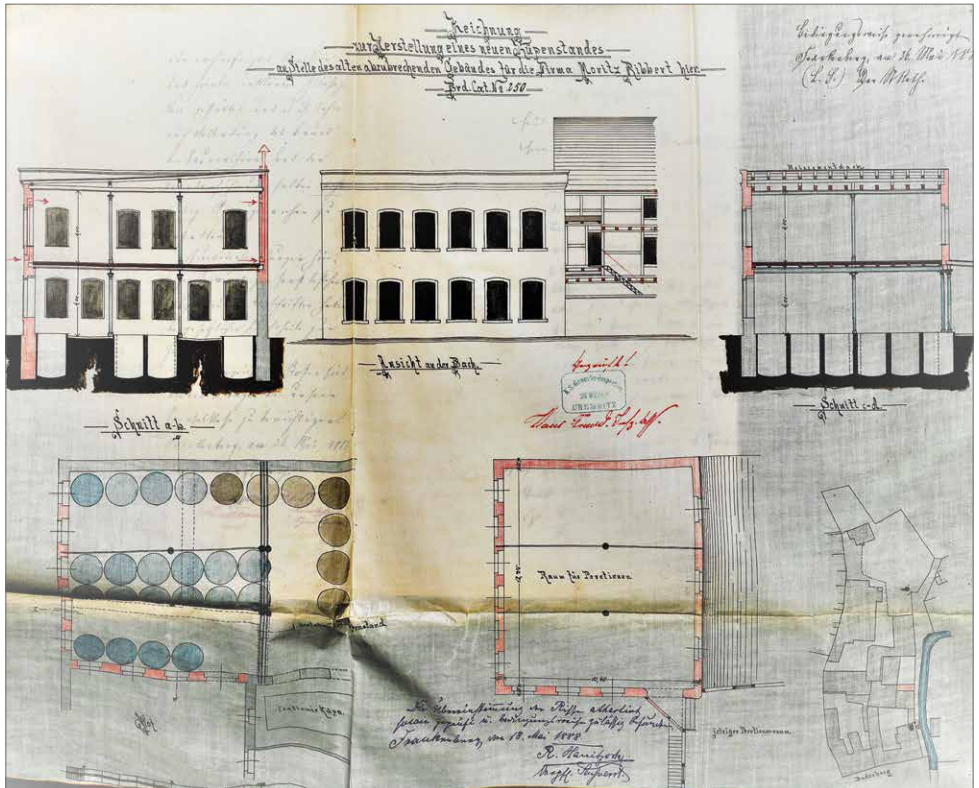


Abbildung 8: Auszug aus der Bauakte mit der geplanten Erweiterung des Kuppenstandes der Firma Ribbert von 1888 (Original im Stadtarchiv Frankenburg, Auszug mit freundlicher Genehmigung des Stadtarchivs Frankenburg)

beschriebenen Phasen zu passen, weswegen es sich hier um einen Gebäuderest handeln könnte, der älter als die ersten Fabrikanlagen datiert. Eine Scherbenhäufung in diesem Gebiet besteht aus unglasierter, heller Keramik, die an der Oberfläche mit verziegeltem Lehm überzogen ist. Dies legt die Vermutung nahe, dass es sich um Überreste von Gefäßen handelt, die in einem frühneuzeitlichen Keramikbrennofen verbaut worden sind.

Nach dem Abriss des Hauses Mühlgraben 15 (Wohnhaus Ribbert) wurden auch dort die archäologischen Befunde dokumentiert. Abgesehen von den Fundamenten der Außenfassade des Wohnhauses, fanden sich hier noch weitere innerhalb der Fläche. Ein Bauplan von 1880 belegt, dass es sich bei diesen Natursteinmauern um die Fundamente für das aufgehende Mauerwerk der Parterre-Räume handelte. Nicht alle Fundamente schienen baugleich zu sein, da ihre Wandstärken sich teils deutlich unterschieden. Sie waren jedoch alle miteinander verzahnt und somit zeitgleich errichtet worden. Eine nicht damit verzahnte Raumtrennmauer im nördlichen Bereich war hingegen aus handabgestrichenen Backsteinsiegeln errichtet worden. Auch unterschieden sich hier offenbar die Auffüllungen zwischen den Mauern von denen der südlichen Räume.

Denn alle Fundobjekte, die einem früheren Zeithorizont als dem 19. Jahrhundert zuzuordnen sind, stammen aus dem nördlichen Teil des Wohnhauses. Es ist daher nicht auszuschließen, dass das Wohnhaus Ribbert auf bereits bestehende ältere Fundamente aufgesetzt und später um den südlichen Teil erweitert worden war. Dafür spricht auch, dass sich in den beiden nördlichen Räumen ein eher in der Spätgotik übliches Sterngewölbe befand. Mehrere Fragmente verziegelten Lehms wiesen auf ein Feuerereignis hin, vermutlich auf den Stadtbrand von 1788. Eine kleine, noch nicht bestimmte Kupfermünze wurde ebenfalls in der Auffüllung im nördlichen Teil des Gebäudes gefunden. Sie lässt die Jahreszahl 1560 erkennen. (Abb. 9)



Abbildung 9: Münze oder Jeton aus den Auffüllungen innerhalb der Räume im Gebäude Mühlgraben 15 (Wohnhaus Ribbert)
(Foto: LfA Sachsen)

Literatur:

S. Radziwill, Die Textilgeschichte Frankенbergs (Erfurt 2007).

P. Süßmann/E. Winckler, Vollständiges theoretisch-praktisches Handbuch der Färberei mit Einschluss der Farbwarenkunde. Unter Berücksichtigung der neuesten Fortschritte und Erfindungen in der gesamten Kunst- und Schönfärberei (Dresden 1861).

Baubegleitende Untersuchungen auf dem Kirchhof von Mittweida

von Daniela Frehse, Eva Lorenz und Rebecca Wegener

Mittweidas Ursprung liegt in einer Waldhufensiedlung des 12. Jahrhunderts. Mit dem Erhalt aller städtischen Rechte wurde der Ort im 15. Jahrhundert auch überregional bedeutend.

Aus dieser Zeit stammt die heutige Stadtkirche Unser Lieben Frauen. Sie wurde nach der Zerstörung im Sächsischen Bruderkrieg 1450 in ihrer

heutigen Gestalt wiederaufgebaut. Ihre Gründung lässt sich in das späte 12. Jahrhundert datieren. Durch seine exponierte Lage am Nordwesthang des Kirchberges, südlich des Stadtkerns prägt der spätgotische Hallenbau damals wie heute das Bild der Stadt. (Abb. 1)



Abbildung 1: Stadtkirche und Kirchhof Mittweidas (Foto: LfA Sachsen, R. Heynowski)

Zum direkten Umfeld der Mittweidaer Kirche gehört der Kirchhof, der seit Errichtung des Kirchenbaus als Friedhof genutzt wurde. Historische Dokumente bezeugen die Anlage zahlreicher Einzel- und Familiengrüfte im 17. und 18. Jahrhundert. Namhafte Bürger der Stadt ließen sich direkt in der Kirche oder in Grüften mit begehbaren Grabkapellen in den Pfeilernischen ihrer Außenwände bestatten. Als 1886/1887 jedoch umfangreiche Baumaßnahmen bzw. Renovierungen innerhalb und außerhalb der Kirche stattfanden, wurden die Anbauten und Begräbnisstätten beseitigt und eine Vielzahl der damals noch intakten Grüfte verfüllt. Heute sind nur noch im Bereich der Grünflächen einige wenige oberirdische Grabdenkmale erhalten, die Hinweise auf die

Lage bzw. Besitzer der Grabstellen geben können. Der Großteil der barocken Bestattungspplätze mit ihren Grabkapellen ist hingegen verschwunden.

Die Neugestaltung des Kirchplatzes im Jahr 2020 durch die Stadt und die Evangelisch-Lutherische Kirchgemeinde Mittweida wurde durch das LfA Sachsen archäologisch begleitet. Durch frühzeitige, enge und kooperative Abstimmungen zwischen dem Bauamt der Stadt, den kirchlichen Institutionen, den Planern und Denkmalschutzbehörden ist es dabei gelungen, die Baumaßnahmen so zu gestalten, dass Eingriffe in die Tiefe möglichst geringfügig ausgeführt wurden, um den archäologischen Denkmalbestand zu schützen und zu erhalten.



Abbildung 2: Historische Ansicht der Stadtkirche Mittweidas von Süden, um 1840
(Abbildung: Privatarhiv W. Schwabenicky)

Unmittelbar an der Kirche mussten trotzdem einige Gräfte oberflächlich freigelegt werden. Diese wurden minimalinvasiv dokumentiert. Insgesamt erbrachten die archäologischen Untersuchungen nicht nur Erkenntnisse zu den neuzeitlichen Gruftanlagen, sondern ermöglichten sogar den direkten Nachweis der bisher nur schriftlich und bildlich belegten spätmittelalterlichen Beinhäuser sowie eines bis dahin unbekanntes Kellers. Gleichzeitig wurde dem Auftrag des nachhaltigen Schutzes der Befunde Rechnung getragen. Für die Stadtkirche in Mittweida sind zahlreiche Gräfte sowohl innerhalb als auch außerhalb des Kirchenbaus durch Christian Herrmanns Stadtbeschreibung aus dem Jahr 1698 bezeugt. Ein Großteil wurde im 16. bzw. 17. Jahrhundert angelegt und noch bis in das 19. Jahrhundert hinein als Erbbegräbnis genutzt.

Einige der im direkten Umfeld der Kirche befindlichen Gräfte wurden später sogar mit privaten Grabkapellen überbaut. Die oberirdisch sichtbaren Kapellen zwischen den südlichen und östlichen Pfeilernischen der Stadtkirche sind auf einer historischen Abbildung belegt. (Abb. 2) Als der Kirchplatz Ende des 19. Jahrhunderts umgestaltet werden sollte und in den Jahren 1886 und 1887 umfangreiche Baumaßnahmen innerhalb und außerhalb der Kirche erfolgten, wurden die Kapellen an den Kirchenmauern abgerissen und ein Teil der Gräfte verfüllt.

Bei den archäologischen Arbeiten 2020 konnten insgesamt 18 Gräfte lokalisiert und näher untersucht werden. Darunter befanden sich sechs Gräfte direkt in den Pfeilernischen der Nord- und Westseite der Stadtkirche und weitere zwölf auf dem nördlichen Kirchhof.



Abbildung 3: Reste einer Gruft aus Ziegelmauerwerk; in der Nordwestecke ist der Ansatz der ehemals gewölbten Gruftdecke erkennbar. (Foto: LfA Sachsen, D. Frehse)

Neben kleineren Gräften für ein oder zwei Särge konnten auch größere Grabanlagen dokumentiert werden. Diese unterscheiden sich nicht nur in ihrer Größe, sondern auch in ihrer Bauweise.

Die kleineren Gräfte bestanden aus einer rechteckig gemauerten Ziegelumfassung, die im Inneren verputzt und mit weißer Farbe versehen war. Länge und Breite waren der Anzahl der Särge angepasst, die Höhe des Bestattungsraumes betrug oft 2 m. Der Raum war bei vollständiger Belegung im oberen Bereich mit einem Ziegelgewölbe verschlossen worden. Bereits gestörte Ziegelgräfte besaßen z.T. eine vermutlich nachträglich angebrachte, abgehängte Decke, die den Erhalt der Bestattungen gewährleisten sollte. (Abb. 3) Größere Gräfte waren in der Regel aus Bruchsteinen gemauert. Den oberen Abschluss dieser Grablagen bildete eine gewölbte Ziegeldecke mit einer rechteckigen Öffnung, über die man weitere Särge einbringen konnte. Oberhalb der Gruftdecke führten oft Bruchsteinmauern bis an die heutige Geländeoberfläche. Sehr wahrscheinlich handelte es sich um die Überreste der ehemaligen Grabkapellen, über die der Zugang zum Gruftraum ermöglicht worden war. Solche Gruftkapellen hatten oft einen kleineren Umfang als der darunterliegende Bestattungsraum, der auch über die Tiefe der Pfeilernische hinausgehen konnte.

Ein Großteil der unterirdischen Grabanlagen war zum Zeitpunkt der archäologischen Untersuchungen noch intakt und konnte durch die frühzeitigen Absprachen und denkmalgerechten Planungen weitgehend unbeeinträchtigt erhalten werden. Durch das abgestimmte Vorgehen von Archäologie, Baubetrieb und Bauherr konnten die Grablagen als archäologische Denkmale erhalten und gleichzeitig die Totenruhe gewahrt werden.

Entsprechend wurden die Gräfte weder geöffnet noch betreten, sondern nur oberflächlich dokumentiert und anschließend reversibel gesichert. Einblicke durch bereits zerstörte Gewölbekappen zeigten, dass viele der niedergelegten Holzsärge zwar durch Fäulnis und Schimmel in Mitleidenschaft gezogen waren, die sterblichen Überreste der hier Bestatteten die Zeiten jedoch größtenteils, mit der Ausnahme der natürlichen Verwesung, unbeschädigt überstanden hatten.

Bei den archäologischen Untersuchungen konnten Fundamentmauern aus Bruchstein direkt zwischen dem westlichen Pfeiler der Kirchen Nordwand und dem Lieberei-Anbau mit seinem Nordportal dokumentiert werden. Diese waren 1 – 1,35 m breit und begrenzten zusammen mit der heutigen Nordmauer der Kirche und der Westmauer des Nordportals eine rechteckige Fläche von ca. 3 x 6,2 m (Außenmaß) bzw. 1,9 x 5 m (Innenmaß). Das Bauwerk, zu dem die verbliebenen Fundamentmauern gehörten, hatte wohl ursprünglich eine etwas größere Grundfläche, da die Mauern direkt in das aufgehende Mauerwerk von Kirche und Portal hineinragen. (Abb. 4)

Vermutlich handelt es sich aufgrund von Art und Lage der Mauern um einen Kirchenanbau. Dessen bauzeitliche Einordnung liegt noch vor der Errichtung des Lieberei-Anbaus mit seinem Nordportal aus dem Jahr 1511 bzw. vor der Errichtung der Nordwand der Kirche. Letztere wurde wohl um 1400 erbaut. Als am Ende des 17. Jahrhunderts bei der Anlage einer neuen Gruft westlich des Nordportals eine große Menge menschlicher Überreste zwischen alten Mauern entdeckt wurde, muss der Anbau bereits abgebrochen und der Platz eingeebnet gewesen sein.



Abbildung 4: Reste des Beinhauses westlich des Nordportals; im östlichen Bereich ist dieses durch die Errichtung einer Gruft aus Bruchsteinen gestört. (Foto: LfA Sachsen, D. Frehse)

Da diese Mauerzüge in schriftlicher Quelle dem „ahier gewesene(n) Beinhaus“ zugesprochen wurden, liegt eine heutige Interpretation des Bauwerks als solches auch nahe, insbesondere da der archäologische Befund dem nicht entgegensteht. Beinhäuser oder Ossuarien sind bereits seit dem 12. Jahrhundert belegt. Im 13. Jahrhundert waren derartige Anlagen sogar vorgeschrieben. Sie wurden, wie in Mittweida, zumeist als Anbauten an die Kirchen aber auch als freistehende Gebäude in Form von Doppelkapellen auf Friedhöfen errichtet. In den mittelalterlichen Beinhäusern wurden exhumierte (wieder ausgegrabene) Skelettreste aufbewahrt. Sie dienten zudem dem Totengedenken in einem separaten Raum des Bauwerks.

Östlich des Nordportals, zwischen dem zweiten und dritten Pfeiler der Nordwand der Kirche

konnten die Bruchsteinmauern des Fundaments eines weiteren Kirchenanbaus lokalisiert werden. Die u-förmig verlaufende Bruchsteinmauer hat eine Stärke von 1 m und umschloss, mit der angrenzenden Kirchmauer, eine Fläche von 6,2 m Länge und 4 m Breite. (Abb. 5)

In Anbetracht der nur oberflächlich freigelegten Fundamentmauern kann über Art und Aussehen des aufgehenden Mauerwerkes nur spekuliert werden. Das Fundament der Nordwand des Anbaus verjüngt sich im mittleren Bereich etwas, sodass an dieser Stelle vermutlich ein Zugang bzw. eine Schwelle rekonstruiert werden könnte. Vermutlich handelt es sich auch bei diesem Anbau um ein Beinhaus, das durch Christian Herrmanns Stadtbeschreibung aus dem Jahr 1698 belegt ist: Nachdem man westlich des Nordportals bei der Anlage einer Gruft zermahlene Knochen zwi-



Abbildung 5: Diese Bruchsteinmauern des Beinhauses stammen von 1504. Im Inneren wurde nachträglich eine Gruft eingebaut. (Foto: LFA Sachsen, D. Frehse)

schen alten Mauern (Beinhaus I) entdeckt hatte, sollten diese in einem neuen Beinhaus bestattet werden, das im Jahr 1504 östlich des Nordportals errichtet wurde. Nach den Bränden von 1550 und 1557 musste dieses Beinhaus saniert werden, wobei 1557 eine zusätzliche Mauer vorgezogen wurde und das Gebäude eine Schieferdeckung erhielt. Nachdem das Beinhaus 1624 endgültig zerstört und im Jahr 1638 auch die

Außenmauer wieder abgetragen wurde, ließ man den Platz endgültig eibnen.

Ende des 18. Jahrhunderts wurde an dieser Stelle eine Gruft errichtet und diese 1782 mit einem Begräbnis belegt. Die Gruft wurde in Bruchstein- und Ziegelbauweise, mit einem Ziegelgewölbe als oberem Abschluss erbaut und mit einer geringeren Grundfläche in die alten Grundmauern des Beinhauses hineingesetzt.

Literatur:

Chr. Herrmann, Mittweidisches Denckmahl Das ist/ Beschreibung der Stadt Mittweida In Meissen/ Nach dero Nahmen und Ursprung/ ... : Ingleichen Was von 400. Jahren her/so wohl in Kriegs als Friedens Zeiten daselbst/ und in umbliegender Gegend/... sich zu getragen ... / ... aufgerichtet und in Druck gegeben Von M. Christiano Hermannen Mitweidensi, Der Kirchen daselbst Diac. und Predigern. Verlag Conrad Stössel (Chemnitz 1698).

Eine Kulturdenkmalliste für Mittelsachsen

von *Stefanie Bilz und Georg Singer*

Die Erfassung von archäologischen Fundstellen gehört seit über einem Jahrhundert zu den Kernaufgaben des Landesamts für Archäologie Sachsen (LFA Sachsen) und seinen Vorgängereinrichtungen. Neben dem Fortschreiben eines Fundstellenverzeichnisses obliegt dem LFA Sachsen auch die Erarbeitung und ständige Aktualisierung der Kulturdenkmalliste (KDL) für archäologische Bodendenkmale.

Nach § 10 des Sächsischen Denkmalschutzgesetzes gilt für die Erfassung von Kulturdenkmälern in Sachsen das sogenannte deklaratorische Prinzip. Der bereits bestehende rechtliche Status Kulturdenkmal wird mittels der KDL nur festgestellt und öffentlich bekannt gemacht. Die Verfahren sind in der Verwaltungsvorschrift zu den Kulturdenkmallisten aus dem Jahr 2016 festgelegt. Zunächst wird ein KDL-Entwurf durch die zuständige Denkmalfachbehörde erarbeitet. Dann ist das Benehmen mit der jeweiligen Gemeinde herzustellen und die Unteren Denkmalschutzbehörden der Kreise sind zu informieren.

Im Frühjahr 2020 ist mit der Qualifizierung der KDL des Landkreises Mittelsachsen begonnen worden. Das heißt, alle dem LFA Sachsen bisher bekannten Fundstellen (ca. 3400 in Mittelsachsen) werden im Detail betrachtet und auf ihre historische und wissenschaftliche Bedeutung

(Denkmalfähigkeit) und ein bestehendes öffentliches Erhaltungsinteresse (Denkmalwürdigkeit) hin überprüft.

Methoden

Für die Ausweisung eines Kulturdenkmals stehen dem LFA Sachsen vielfältige Instrumente zur Verfügung, mit deren Hilfe die Fundstellen kategorisiert, datiert und präzise lokalisiert werden können. Die wichtigsten Quellen sind die Dokumentationen der durchgeführten Grabungen und Untersuchungen sowie der Oberflächenfunde. Aber auch auf historischen Karten, Luftbildern und dem digitalen Geländemodell lassen sich Relikte menschlichen Ursprungs ablesen.

Die wichtigste Quelle sind die Ortsakten, die Angaben zu Fundstellen und archäologischen Untersuchungen enthalten. Seit den 1990er-Jahren sind diese in den digitalen Datenbanken des LFA Sachsen hinterlegt, werden aber durch analoge Akten ergänzt. Sie dokumentieren auch Oberflächenfunde, die durch das große Engagement von ehrenamtlichen Denkmalpflegern gewonnen werden und unseren Kenntnisstand wesentlich erweitern.

Eine weitere wichtige Hilfe stellen georeferenzierte historische Karten dar. Besonders in den letzten 200 Jahren kam es durch die Industriali-

sierung, die Intensivierung der Landwirtschaft und die Ausweitung der Bautätigkeit zu einer starken Überprägung der Landschaft, in der sich archäologische Fundstellen zuvor über Jahrhunderte erhalten haben. Dieses weniger überprägte Landschaftsbild ist uns häufig in Karten des frühen 19. Jahrhunderts erhalten geblieben. Ihre systematische Auswertung führt häufig zu Entdeckungen neuer Fundstellen oder erleichtert die genaue Verortung altbekannter.

Diese Karten, die verschiedenen Jahrgänge der digitalen Orthofotos sowie die Weiterentwicklungen der Kamertechnik ermöglichen zudem eine verbesserte Interpretation und Ansprache von Luftbildern. Auf ihnen werden durch menschliche Eingriffe verursachte Anomalien im Pflanzenbewuchs erkennbar.

In bewaldeten Gebieten ist das Digitale Geländemodell (DGM) für die Entdeckung und Verortung von archäologischen Kulturdenkmälern eine unersetzbare Quelle. Die Geländeoberfläche wird durch Lasermesspunkte erfasst und ohne Bewuchs, der das Bild verfälschen kann, dargestellt. Es ermöglicht eine äußerst präzise Kartierung der Lage sowie eine erste Beurteilung des Zustandes eines Denkmals.

Eine weitere Quelle stellen die Ergebnisse geophysikalischer Untersuchungen dar. Sie bieten häufig eine sehr genaue, hochaufgelöste Lokalisierung von archäologischen Strukturen im Boden.

Die KDL ist noch lange nicht abgeschlossen, sondern muss aufgrund der fortwährenden Entdeckung neuer Fundstellen und fortlaufender Ausweisung von Kulturdenkmalfächen laufend ergänzt und aktualisiert werden. Die anhaltenden Neuentdeckungen führen immer wieder vor

Augen, dass die uns bislang bekannten Kulturdenkmale nur einen Anteil von etwa 25 % des vorhandenen Denkmalbestandes repräsentieren. Dementsprechend ist immer mit der Auffindung weiterer, bislang unbekannter Bodendenkmale in erheblichem Umfang zu rechnen.

Abbildung 1 zeigt die Verteilung der Kulturdenkmale im Landkreis Mittelsachsen. Es wird deutlich, wie sich die Dichte an Kulturdenkmälern von Nord nach Süd verringert. Die Altsiedellandschaft nördlich von Mittweida war bereits in ur- und frühgeschichtlicher Zeit intensiv bewohnt und genutzt, südlicher kam es erst im Zuge des Landesausbaus des Hochmittelalters zu einer Erschließung.

Beispiele aus der Denkmalqualifizierung

Die im Folgenden dargestellten Beispiele verdeutlichen die Arbeitsweise bei der Qualifizierung archäologischer Denkmale, bei der Kulturdenkmale bestätigt, erweitert oder vollständig neu ausgewiesen werden. Zudem kann ein kleiner Einblick in die Vielschichtigkeit der betroffenen Denkmale gegeben werden.

Jungsteinzeitliche Siedlung am Schickelsbach

Am Osthang des Schickelsbaches, nordöstlich von Leisnig (in Abb. 1 mit Stern markiert) wurden bereits in den 1930er Jahren Oberflächenfunde gemacht, die der ältesten bäuerlichen Kultur Mitteleuropas, der sog. Linienbandkeramischen Kultur zuzuweisen sind. Es waren zumeist Keramikfragmente, aber auch Steinwerkzeuge. 1937 kam es sogar zu kleinen Ausgrabungen, die Siedlungsgruben und Herdstellen zutage brachten.

Die Linienbandkeramische Kultur, benannt nach ihrer mit Linien verzierten Keramik, verbreitete sich in der Jungsteinzeit seit etwa 5600 v. Chr.

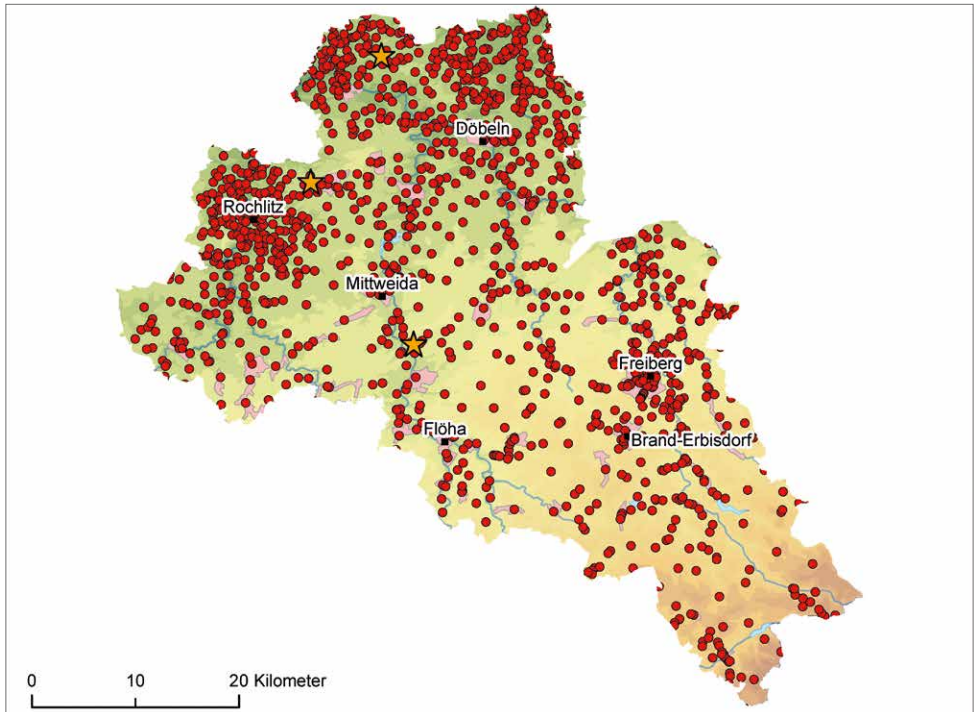


Abbildung 1: Verteilung der Kulturdenkmale im Landkreis Mittelsachsen (Karte: LfA Sachsen)

vom heutigen Ungarn aus über weite Teile Mitteleuropas.

Anhand der Fundstreuung auf den Feldern links und rechts der Straße zwischen Beiersdorf und Nicollschwitz kann von einer Mindestgröße des Kulturdenkmals von 700 x 500 m ausgegangen werden, die typisch für eine Siedlung der Linienbandkeramischen Kultur ist. Diese hatte vermutlich aus mehreren locker gestreuten Langhäusern bestanden, von denen sich an der Oberfläche jedoch keine Spuren ablesen lassen. Typisch ist auch die wassernahe Lage. Im Zuge der Erstellung der Kulturdenkmalliste wurden die Unterlagen zu dieser, wie auch anderen bekannten Fundstellen erneut gesichtet, geprüft und unter Berücksichti-

gung des aktuellen Forschungsstandes bewertet. Am Ende dieses Prozesses stand hier die Ausweisung als Kulturdenkmal.

Montanregionen Treppenhauer und Biensdorf

Die Aufnahme der Bergbauzeugnisse sowie die Definition von Kriterien bezüglich deren Denkmalfähigkeit und Denkmalwürdigkeit stellen eine wesentliche Herausforderung im Arbeitsgebiet Denkmalerfassung dar.

Eindrucksvolle Beispiele hierfür sind die Denkmalerfassungen in den Montanlandschaften Treppenhauer und Biensdorf. (in Abb. 1 mit Stern markiert) Ursprünglich standen nur die unter Wald gelegenen Bergbaus Spuren – Reste von Pingen und an-

deren Abbauanlagen – Grubenhäuser und die Umwallung des 13./14. Jahrhunderts am Treppenhauer unter Denkmalschutz. (Abb. 2, grüner Bereich) Infolge geomagnetischer Untersuchungen nördlich des Treppenhauers konnte eine größere Ausdehnung der wüsten Bergstadt am Treppenhauer in Richtung Nordwesten nachgewiesen werden.

Auch ermöglichte das hochauflösende DGM, weitere Pingen am Hang südwestlich der umwallten Stadtanlage zu lokalisieren.

Im Bereich des auf dem gegenüberliegenden Zschopauufer befindlichen Biensdorfs konnte ein mutmaßliches Seifenrelikt – Spuren einer

systematischen Auswaschung von zinn- oder goldhaltigen Sedimenten an Gewässerläufen – mithilfe des DGM entdeckt sowie die Ausdehnung der Bergbaus Spuren präzisiert und um weitere Fundstellen ergänzt werden. Dabei wurde auch das letzte Kapitel des Bergbaus in der Region, Maßnahmen der SDAG Wismut um 1950, erfasst.

Die bereits bestehenden Denkmale am Treppenhauer und in Biensdorf konnten durch neu gewonnene Erkenntnisse räumlich deutlich erweitert werden. Hierdurch gelingt es, die im 13./14. Jahrhundert beginnende Bergbautradition bis hin zu den Aktivitäten der SDAG Wismut und damit



Abbildung 2: Treppenhauer im DGM, rot: Ausdehnung des aktuellen Kulturdenkmals, grün: als Fundstelle ausgewiesener Bereich (Abbildung: GeoSN; LfA Sachsen, G. Singer und S. Bilz)

bis in das 20. Jahrhundert zu dokumentieren und als herausragendes Beispiel der Entwicklung einer Montanlandschaft zu schützen.

Befestigte Höhensiedlung auf dem Ziegenberg

Im Zuge der systematischen Auswertung eines DGM nach Bergbauspuren wurden die Überreste einer teilweise befestigten Höhensiedlung auf dem Ziegenberg bei Geringswalde entdeckt. (in Abb. 1 mit Stern markiert und Abb.3)

Die Befestigung zeichnet sich durch ein doppeltes Wall-Graben-System aus, das einen Bergsporn zwischen Auen- und Jordanbach abriegelte. Das vordere Verteidigungswerk bestand aus zwei ca. 2,5 m tiefen Halsgräben, begleitet von jeweils einem dahinter liegenden flachen Wall. Die bis in die benachbarten Täler hinunterziehenden Wall-Graben-Reihen sind ca. 60 und 80 m lang. Der hintere Teil des Hügelsporn, auf dem sich vermutlich die Kernburg befand, war durch einen umlaufenden Hanggraben zusätzlich geschützt worden.

Bislang liegen keine datierenden Funde vor; eine Errichtung der Wehranlage vor dem 11. Jahrhundert ist jedoch unwahrscheinlich. In welchem zeitlichen und funktionalen Verhältnis die Anlage zum etwa 700 m entfernten „Alten Schloss“ über dem Auenbachtal stand, ist ungeklärt. Gelände-

merkmale stützen die Vermutung, dass die Burg auf dem Ziegenberg vermutlich die ältere der beiden Anlagen ist. Falls die Anlagen gleichzeitig bestanden, wäre hier, im sogenannten Schönburger Fürstenwald, eine Grenzsituation zwischen konkurrierenden Herrschaftsträgern archäologisch greifbar. Ein Zusammenhang zwischen mutmaßlichen lokalen (Gold-)Seifen und mittelalterlichem Burgenbau ist wahrscheinlich.

Die Fundstelle wurde neu als Kulturdenkmal ausgewiesen.

Herzlicher Dank geht an den Fachbereich Montanarchäologie des LfA Sachsen für die hervorragende Zusammenarbeit.

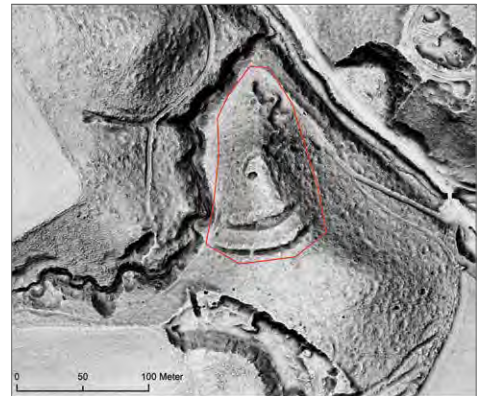


Abbildung 3: Ziegenberg im DGM mit deutlichen Grabenanlagen (Abbildung: GeoSN; LfA Sachsen, G. Singer und S. Bilz)

Literatur:

S. Bilz/G. Singer, Von der Fundstelle zur Schutzfläche. Stand und Fortschritt der Kulturdenkmalliste. In: R. Smolnik (Hrsg.), Ausgrabungen in Sachsen 7. Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege, Beiheft 34 (Dresden 2020) 329 – 339.

Rüstungsindustrie und Zwangslager im Landkreis Mittelsachsen als Gegenstand der archäologischen Denkmalpflege und der Gedenkkultur

von *Michael Strobel*

Wo auch immer alliierte Truppen auf sächsischem Boden im Frühjahr 1945 einrückten, brachte ihre Ankunft Tausenden von Kriegsgefangenen, Zwangsarbeitern, Zwangsarbeiterinnen und KZ-Häftlingen die langersehnte Freiheit. Dem Kriegsende war auch im heutigen Landkreis Mittelsachsen eine gigantische Ausweitung der Zwangsarbeit vorausgegangen. In fast allen Unternehmen und Handwerksbetrieben sowie auf vielen Bauernhöfen waren Kriegsgefangene und zivile „Fremd- und Ostarbeiter“ beschäftigt. Von erzwungener Arbeit profitierte aber besonders eine Branche: Die Rüstungsindustrie. Als die Alliierten im Laufe des Jahres 1943 ihre Luftangriffe auf die Industriezentren im Westen und im Großraum Berlin verstärkten, verlagerten viele Unternehmen ihre Produktionsstätten in das anfangs luftsichere Sachsen, wo vielfach in umgewidmeten

Textilfabriken neue Anlagen für die Herstellung von Munition sowie Waffen- und Fahrzeugteilen aufgebaut wurden.

Je weniger zivile Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen mit dem Vorrücken der Roten Armee in der Ukraine und in Weißrussland zwangsrekrutiert und verschleppt werden konnten, desto mehr wurden, insbesondere ab 1944, auch KZ-Häftlinge in der Produktion eingesetzt. So entstanden auf dem Höhepunkt der Rüstungsgüterproduktion im Jahr 1944 auch im Landkreis Mittelsachsen mehrere Außenlager der Konzentrationslager Flossenbürg (Freiberg, Flöha, Oederan, Hainichen, Mittweida, Rochlitz) sowie Buchenwald (Langenleuba-Oberhain).

Wer bis April 1945 Lager und Arbeit überlebt hatte, wurde vor dem Einrücken alliierter Verbände von den SS-Wachmannschaften auf Todes-

märsche in Richtung Böhmen getrieben. An den Wegesrändern blieben die Leichen der Ermordeten oder an Erschöpfung Verstorbenen zurück. Das Zwangsarbeitssystem war jedoch nicht erst im April und Mai 1945 in der Region allgegenwärtig. Zahl und Dichte der Unterkünfte und Lager, von Döbeln bis zum Erzgebirgskamm, machte es schon sehr viel früher unübersehbar.

Diejenigen, die Zwangsarbeiter, Zwangsarbeiterinnen und KZ-Häftlinge anforderten, waren für ihre Unterbringung und Entlohnung bzw. Verpflegung zuständig. Wo keine Sammelunterkünfte wie Fabrikgebäude, Schulen, Turnhallen oder Gaststätten zur Verfügung standen, ließ man entweder auf dem Produktionsgelände oder in der Umgebung Barackenlager errichten. Wie viele Zwangslager es allein im Landkreis Mittelsachsen gab, ist derzeit nicht genau bekannt. Ob, und wenn ja welche, Spuren von Barackenlagern noch im Boden vorhanden sind, hängt von vielen Faktoren ab. Es ist Aufgabe der archäologischen Denkmalpflege, diese Relikte zu erfassen, zu erforschen und nach einer fachlichen Prüfung das zu erhalten, was als denkmalfähig und denkmalwürdig eingestuft werden kann. Dabei müssen wir uns stets vor Augen führen: Je mehr die Zahl jener zurückgeht, die von ihren Leiden noch persönlich berichten können, desto größeren Zeugniswert gewinnen bauliche Reste oder Gegenstände, die über den Lager- und Arbeitsalltag Auskunft geben. Deren Erschließung mit archäologischen Methoden gewinnt an Relevanz. Aus der Zusammenschau von historischen und archäologischen Quellen konturieren sich im Idealfall ganz individuelle Opferchicksale.

Der Forschungs- und Rechercheaufwand in Vorbereitung einer Prüfung auf Denkmalfähigkeit und Denkmalwürdigkeit ist immens. Dies gilt auch für die Barackenlager, deren Standorte einer Erfassung und denkmalrechtlichen Prüfung harren. Nicht allen Relikten von Zwangsarbeiterlagern wird im Anschluss der Status „Kulturdenkmal“ zu Teil, obgleich sie unbestrittene Gedenk- bzw. Erinnerungsfunktion haben.

Die große Zahl und Verbreitung von Lagern und Stätten der Zwangsarbeit macht die Erfassung zu einer großen Herausforderung. Sie kann nur in enger interdisziplinärer Zusammenarbeit von Geschichtsforschung, Bau- und Kunstdenkmalpflege, Gedenkstätten, Zivilgesellschaft und archäologischer Denkmalpflege erfolgen. Vielfach verdankt sich die Kenntnis von Lagern und Arbeitsstätten jahrelangen Recherchen von Geschichtswerkstätten und lokalen Initiativen. In dieser von einem großen bürgerschaftlichen Engagement getragenen Forschungs- und Erinnerungsarbeit wird ein öffentliches Interesse deutlich, das auch für die Ausweisung und Erhaltung von Denkmälern essentiell ist.

Dennoch erfüllt nicht jeder Ort, an dem spezifische Erinnerungswerte haften, die Kriterien, die für ein „Kulturdenkmal“ relevant sind.

Das Ausmaß und die Qualität der Überlieferung, der Quellen und des Wissensstandes zu Zwangslagern haben einen wesentlichen Einfluss auf den Prozess und das Ergebnis der Bewertung ihrer Relikte als Kulturdenkmal. Im Landkreis Mittelsachsen ist die Ausgangslage recht unterschiedlich, wie am Beispiel von KZ-Außenlagern im Folgenden näher erläutert wird.

Teilweise bereitet bereits die genaue Lokalisierung der Standorte erhebliche Schwierigkeiten.

So sind hilfreiche Photographien, die anlässlich alliierter Überfliegungen aufgenommen worden sind, im Freistaat Sachsen noch immer nicht der Öffentlichkeit zugänglich.

Zudem ist nicht immer das LFA Sachsen für die Erfassung und Prüfung der Denkmalswürdigkeit zuständig. Waren Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter in Fabrikgebäuden und Barackenlagern untergebracht, die wenigstens zu Teilen noch erhalten sind, werden die Bau- und Kunstdenkmalpfleger des Landesamtes für Denkmalpflege Sachsen beteiligt bzw. sind verfahrensführend. Dies ist der Fall bei den KZ-Außenlagern in Flöha, Hainichen und Oederan.

Mit den ehemaligen und zum großen Teil abgetragenen Barackenlagern in Freiberg, Langenleuba-Oberhain (Stadt Penig), Mittweida und Rochlitz ist die archäologische Denkmalpflege seit drei Jahren befasst.

Das ehemals durch einen Elektrostacheldrahtzaun und Wachtürme gesicherte Barackenlager von Langenleuba-Oberhain (Stadt Penig) wurde in einer aufgelassenen Sandgrube angelegt. (Abb. 1) Es bestand zwischen Januar und April 1945 und war mit 700 ungarischen sowie polnischen Jüdinnen belegt, die in Penig (Max-Gerth-Werke) für die Junkers AG Flugzeugteile herstellen mussten. Während offenbleiben muss, wie viel Bausubstanz des Lagers unter dem heutigen Reitplatz noch



Abbildung 1: Außenlager Langenleuba-Oberhain (Stadt Penig) in einer alliierten Luftaufnahme vom 10. April 1945

(Luftbilddatenbank Dr. Carls, <https://erinnerungsort-penig.de/entstehung-des-lagers/>)



Abbildung 3: Langenleuba-Oberhain (Stadt Penig), Vereinsheim des Reitvereins
(Foto: LFA Sachsen, M. Strobel)

vorhanden ist, darf mit nennenswerten Resten südöstlich davon in jedem Fall gerechnet werden. Wo sich einst, lt. Entwurfsplan (Abb. 2), die Waschbaracke befand, steht heute das barackenartige Heim des örtlichen Reitvereins. Möglicherweise verbergen sich in dem Gebäude lagerzeitliche Bau- oder Barackenteile. (Abb. 3)

Wobei zu bedenken ist: Nicht alles Geplante wurde auch gebaut. Ein Vergleich zwischen Entwurfsplan (Abb. 2) und Luftbild (Abb. 1) lässt erkennen, eine Baracke im Südwesten des Geländes ist im April 1945 noch im Bau, mit dem Bau einer weiteren geplanten scheint erst gar nicht begonnen worden zu sein.

Eine Gedenk- und Informationstafel im Eingangsbereich des Reitplatzes erinnert heute an das Lager, das inzwischen als archäologisches Kulturdenkmal ausgewiesen ist.

In Mittweida wurden zwischen Oktober 1944 und April 1945 500 Frauen in einem Barackenlager untergebracht, das südlich des Fabrikgebäudes einer Zweigstelle der Berliner C. Lorenz AG lag. Zuvor waren sie im KZ Auschwitz interniert worden. (Abb. 4)

Das Lager wies eine Sicherung durch Wachtürme und eine Stacheldrahtumzäunung auf. Durch einen aus Stacheldraht geformten Tunnelgang („Löwengang“) gab es eine Verbindung mit dem Betriebsgelände. Dort mussten die weiblichen Häftlinge Vorprodukte von Elektrobauteilen für Rüstungsgüter produzieren.

Die ehemalige Wachbaracke verfällt heute auf einer Brachfläche. (Abb. 5) Der größte Teil des ehemaligen Lagerareals wird jedoch von einer Kleingartenkolonie eingenommen, unter der durchaus noch bauliche Reste zu erwarten und Gegen-

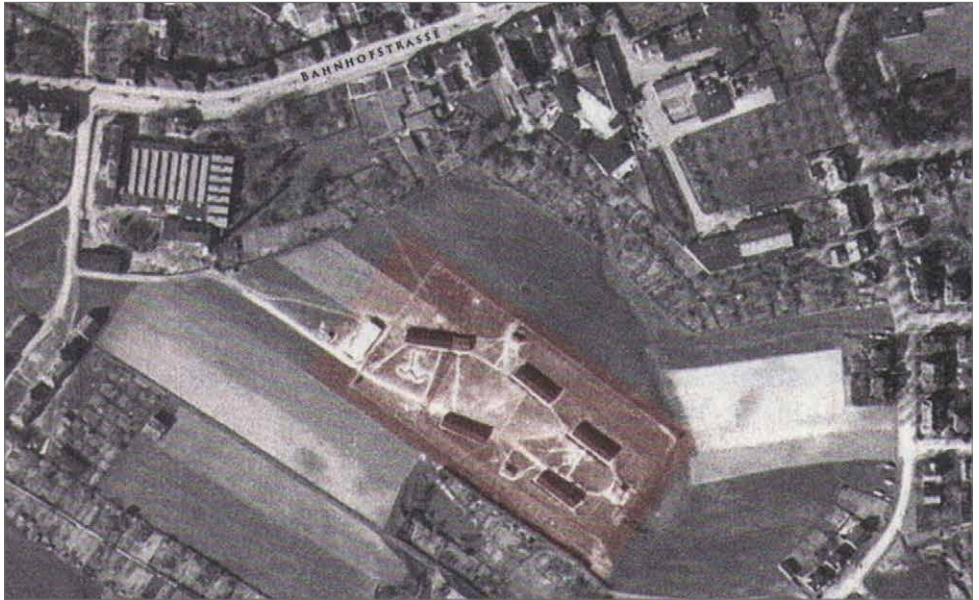


Abbildung 4: Mittweida: Da das Außenlager auf einer alliierten Luftaufnahme vom 16. April 1945 gut zu erkennen ist, kann das umzäunte Areal recht genau verortet werden. (nach Stascheit 2011, Abb. 33; Luftbilddatenbank Dr. Carls 7029)

stände aus dem Lageralltag zu finden sein könnten; deshalb wurde die Fläche als archäologisches Kulturdenkmal eingetragen. Das Fabrikgelände ist dagegen viel stärker verändert worden. Eine Gedenktafel an der Feldstraße südlich der Einmündung des Königshainer Weges hält die Erinnerung an das Lager wach, in dem drei Frauen starben.

In Rochlitz befand sich ein Lagerstandort auf dem Gelände an der „Reitbahn“, das heute mit dem „Stern Gewerbepark“ so dicht überbaut ist, dass von Baracken und Wegen, die dort einstmals vorhanden waren, viele Spuren weitgehend verwischt sein dürften. Deshalb ist das Areal zwar als Fundstelle, aber noch nicht als Denkmalfläche ausgewiesen worden.

Die Belegung des Zwangsarbeiterlagers bei Rochlitz bestand aus insgesamt ca. 660 Personen, u. a. 400 Jüdinnen, die zuvor bereits in Auschwitz und Bergen-Belsen Zwangsarbeit geleistet hatten, und die anschließend in der Mechanik GmbH Rochlitz Flugzeughydraulikteile fertigen mussten.

Von dem Lagerkomplex auf dem „Hammerberg“ zwischen Hammerberg und Dresdner Straße in Freiberg existieren detaillierte Bau-, Lage- und Stadtpläne sowie eine alliierte Luftaufnahme. Sie ermöglichen eine Verortung des Lagers und einen Abgleich der Planungen und deren Ausführung vor Ort. (Abb. 6)



Abbildung 5: Mittweida, die ehemalige Wachbaracke verfällt auf einer Brachfläche.
(Foto: LfA Sachsen, M. Strobel)

Der Lagerkomplex „Hammerberg“ zählt zu den größten Außenlagern des KZ Flossenbürg. Vom 31. August 1944 bis zum 14. April 1945 waren hier tausend jüdische Frauen und Mädchen aus dem Lager Auschwitz untergebracht. Zu ihren Arbeitsplätzen bei den Freia-Werken an der Frauensteiner Straße mussten die Frauen einen halbstündigen Fußmarsch zurücklegen. Das Barackenlager „Hammerberg“ wurde erst im Januar 1945 fertiggestellt.

Die Teile des Lagers, die von der Bauleitung der Freia GmbH bis Herbst 1944 projektiert und von der Stadtverwaltung schließlich am 16. Februar 1945 genehmigt worden waren, wurde bis zum Kriegsende nicht mehr verwirklicht. Mehr als 20 zusätzliche Baracken wies das Projekt auf.

Wäre es nach den Bauherren gegangen, hätte sich das riesige Lager weit den Hang hinunter, in Richtung Osten gezogen. Es blieb jedoch bis zum Kriegsende bei acht großen und drei kleinen Baracken, von denen eine im Norden zum Zeitpunkt der fotografischen Aufnahme noch im Bau war.

Die Nachkriegsnutzung des Lagers ist nicht nur durch historische Stadtpläne, sondern auch durch Fotos dokumentiert.

Heute sind die Baracken größtenteils nicht mehr vorhanden. Das Gelände ist mit Wohnheim, Turnhalle und Parkplätzen des Berufsschulzentrums sowie Gewerbehallen überbaut. Bodenfunde/unterirdische bauliche Strukturen sind in diesem Teil des Lagerterrains nicht mehr zu erwarten.

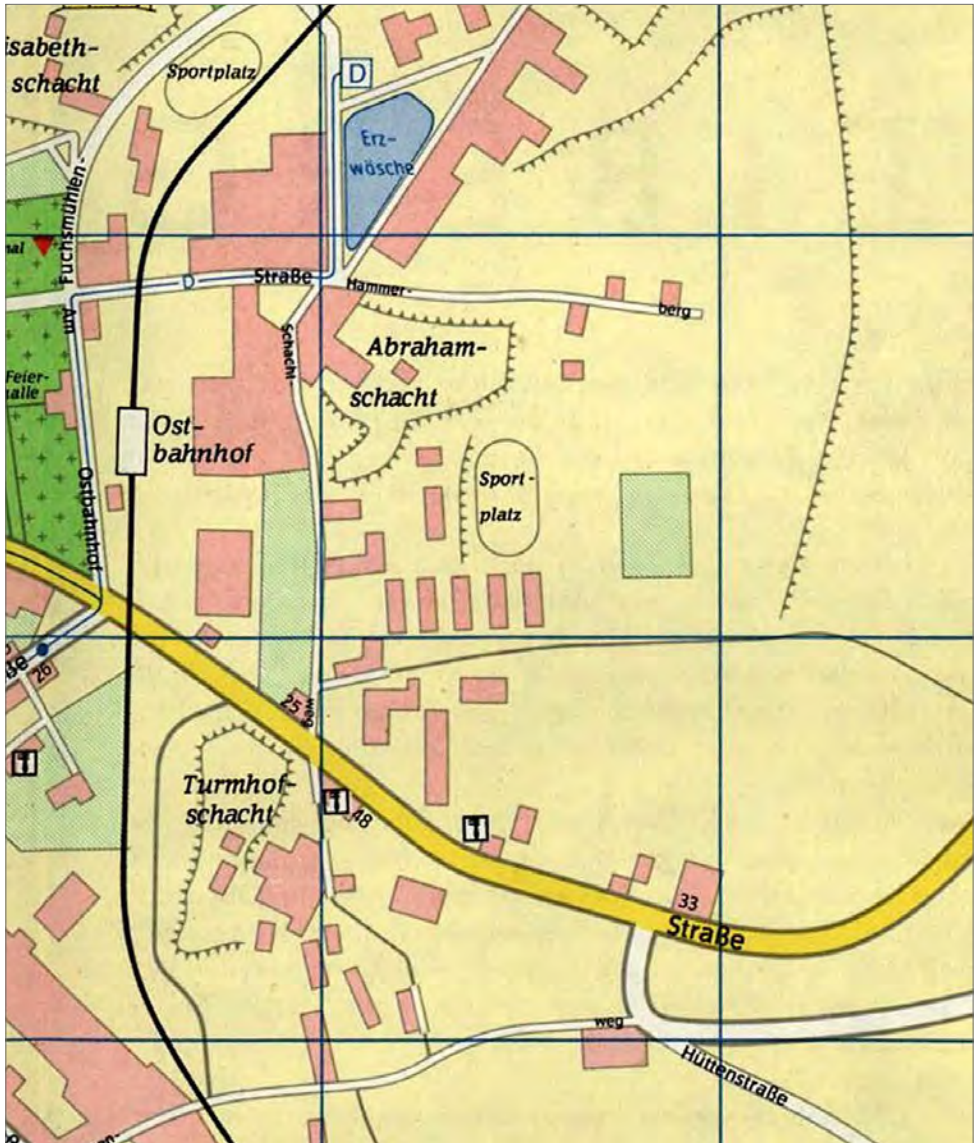


Abbildung 6: Freiberg, Stadtplan von 1974 mit Eintragung der nachgenutzten Baracken des KZ-Außenlagers südlich des Sportplatzes

Demgegenüber ist von ungleich besseren Erhaltungschancen für lagerzeitliche Reste im Boden

in einem Waldstück im Nordosten südwestlich des Abrahams-Schacht auszugehen. Dort befanden

sich ehemals, nach Plänen und Luftbildern zu urteilen, vier Baracken um einen Löschteich gruppiert. Dies rechtfertigt eine Ausweisung als archäologisches Kulturdenkmal. Die Eintragung „Barackenlager“ im Stadtplan von 1948 spricht auch hier für eine Nachnutzung unmittelbar nach Kriegsende.

Von einem weiteren Barackenkomplex westlich des Bahndamms und südlich der Peter-Schmohl-Straße, der offensichtlich zu Versorgungszwecken geplant war, ist dagegen im Stadtplan nichts vermerkt. Dieser Teil scheint möglicherweise ebenso wenig realisiert worden zu sein wie der geplante Ausbau auf dem Osthang.

Erfreulich ist die Installation einer Gedenkwand, die seit 2013 im Foyer des Beruflichen Schulzentrums für Technik und Wirtschaft „Julius Weisbach“ an das Leid der Häftlinge bzw. Zwangsarbeiter erinnert und zur historischen Bildungsarbeit genutzt wird.

Den geschilderten Fallbeispielen von KZ-Außenlagern steht auch im Landkreis Mittelsachsen eine weitaus größere Zahl vielfach noch unbekannter ziviler Zwangslager gegenüber, deren Erfassung und Erforschung Aufgabe der nächsten Jahre sein wird. Der Forschungs- und Rechercheaufwand ist immens und wird zwangsläufig in einer Auswahl aus der Gesamtüberlieferung nach archäologisch-historischen und denkmalrechtlichen Kriterien münden, ohne dass sich das Spannungsverhältnis zwischen fehlender Denkmaluwürdigkeit einerseits und unbestrittener Gedenk- bzw. Erinnerungsfunktion andererseits in jedem Einzelfall befriedigend auflösen lassen wird.

Mandy Baum (Polizeiverwaltungsamt Sachsen), Yves Hoffmann (LfA Sachsen) und Uwe Richter (Stadtverwaltung Freiberg, Untere Denkmal-schutzbehörde) sei für Unterstützung, Hinweise und Beschaffung von Quellen herzlich gedankt.

Literatur:

H. W. Benz/B. Distel (Hrsg.), Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager 3. Sachsenhausen, Buchenwald (München 2006).

H. W. Benz/B. Distel (Hrsg.), Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager 4. Flossenbürg, Mauthausen, Ravensbrück (München 2006).

R. Bernbeck, Materielle Spuren des nationalsozialistischen Terrors. Zu einer Archäologie der Zeitgeschichte (Bielefeld 2017).

H. Brenner/W. Heidrich/K.-D. Müller/D. Wendler (Hrsg.), NS-Terror und Verfolgung in Sachsen. Von den Frühen Konzentrationslagern bis zu den Todesmärschen (Dresden 2018).

M. Buggeln, Das System der KZ-Außenlager. Krieg, Sklavenarbeit und Massengewalt. Gesprächskreis Geschichte 95 (Bonn 2012).

- P. Cziborra, KZ Freiberg. Geheime Schwangerschaft. Die Außenlager des KZ Flossenbürg (Bielefeld 2008).
- P. Cziborra, KZ Hainichen. Beim Schwarzen Uhu. Die Außenlager des KZ Flossenbürg (Bielefeld 2016).
- U. Fritz, KZ-Außenlager in Sachsen. In: M. Schmeitzner / C. Vollnhals / F. Weil (Hrsg.), Von Stalingrad zur SBZ. Sachsen 1943 bis 1949 (Göttingen 2016) 139 – 156.
- U. Herbert, Fremdarbeiter. Politik und Praxis des „Ausländer-Einsatzes“ in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches (Bonn 1985).
- R. Karlsch / M. Schäfer, Wirtschaftsgeschichte Sachsens im Industriezeitalter (Dresden, Leipzig 2006).
- T. Kersting / C. Theune / A. Drieschner / A. Ley / T. Lutz (Hrsg.), Archäologie und Gedächtnis. NS-Lagerstandorte. Erforschen – Bewahren – Vermitteln. Interdisziplinäre Konferenz im Archäologischen Landesmuseum Brandenburg an der Havel, 17. bis 19. September 2015. Denkmalpflege in Berlin und Brandenburg 4 (Petersberg 2016).
- A. Künzel, „Hätte ich Flügel, würde ich gleich wieder zu Euch fliegen.“ Das Schicksal von ausländischen Zwangsarbeitern in Mittweida und Umgebung zwischen 1939 und 1945. Mittweidaer Rückblende 3 (Mittweida 2005).
- T. Spring (Hrsg.), Boom. 500 Jahre Industriekultur in Sachsen (Dresden 2020).
- W. Stascheit, Die Bürgermeister der Stadt Mittweida oder Die Stadt Mittweida und ihre Bürgermeister, Teil 1. 1833 – 2001. Mittweidaer Rückblende 4 (Mittweida 2006).
- W. Stascheit, Die Bürgermeister der Stadt Mittweida oder Die Stadt Mittweida und ihre Bürgermeister, Teil 2. 1929 – 2001. Mittweidaer Rückblende 5 (Mittweida 2011).
- M. Strobel, Rüstungsindustrie und Zwangsarbeit. Lagerstandorte als Gegenstand der archäologischen Denkmalpflege. In: R. Smolnik (Hrsg.), Ausgrabungen in Sachsen 7. Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege, Beiheft 34 (Dresden 2020) 415 – 424.
- M. Strobel / T. Westphalen, Rüstungsindustrie und Zwangsarbeitslager im Spiegel zeitgeschichtlicher Archäologie. Mitteilungen Landesverein Sächsischer Heimatschutz 2, 2020, 54–65.
- N. Wachsmann, KL. Die Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager (München 2016).



IMPRESSUM

Herausgeber: Landratsamt Mittelsachsen, 2021
Frauensteiner Straße 43, 09599 Freiberg
mit Unterstützung der Autoren sowie der Stiftung für Kunst und
Kultur der Sparkasse Mittelsachsen

Fotos Cover: Titel: Ausgrabungen im Innenhof der Burg Rochlitz, 2012, (Kerstin
Möller, LfA); Rückseite: Gefäßverschluss aus dem 14. Jahrhundert in
Form eines männlichen Kopfes mit Bergmannskappe, sog. Berggeist
(Martin Jehnichen, Leipzig im Auftrag des LfA)

Druckerei: Druckerei Willy Gröer GmbH & Co. KG, Kalkstraße 2, 09116 Chemnitz

Nachdruck oder Reproduktion, gleich welcher Art nur mit schriftlicher Genehmigung
des Herausgebers.

www.landkreis-mittelsachsen.de